

Ott

646/7

Ott 646/7

496/1

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. Offensein der Bibliothek. Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. Lesepreis. Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. Caution. Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. Abonnement. Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. Auswärtige Abonnenten haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. Schadenersatz. Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. Ausleihezeit. Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





Berlin und Sanssouci

oder

Friedrich der Große und seine Freunde.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig, 1857.

Voigt & Günther.

Buch und Handschrift

Vertrieb der Werke und
Stempel



3. Aufl.

1897

Verlag

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

	Seite
Kapitel I. Die beiden Schwestern	3
„ II. Der Versucher	16
„ III. Das Hochzeitsfest der Prinzessin	24
„ IV. In der Fensternische	31
„ V. Ein König, welcher schüchtern ist	38
„ VI. VII. Das erste Rendezvous	55
„ VIII. Auf dem Balcon	63
„ IX. Die ersten Wolken	76
„ X. Der Kriegsrath	94
„ XI. Das Kloster von Camenz	101
„ XII. Der König und der Abt	110
„ XIII. Der nie gesehene Abt	119
„ XIV. Das Lever einer Tänzerin	128
„ XV. Im Atelier	147
„ XVI. Das Geständniß	163
„ XVII. Der Verräther	173
„ XVIII. Das königliche Silberzeug	188
„ XIX. Der erste Blickstrahl	195

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes

195	XIX. Ein erste Aufsatz
188	XVIII. Ein zweite Aufsatz
178	XVII. Ein dritte Aufsatz
172	XVI. Das Gedächtnis
167	XV. Im Stillen
158	XIV. Ein zweite Aufsatz
148	XIII. Ein erste Aufsatz
140	XII. Ein dritte Aufsatz
131	XI. Das Gedächtnis
124	X. Ein zweite Aufsatz
118	IX. Ein erste Aufsatz
110	VIII. Ein dritte Aufsatz
101	VII. Das Gedächtnis
94	VI. Ein zweite Aufsatz
84	V. Ein erste Aufsatz
78	IV. Ein dritte Aufsatz
68	III. Das Gedächtnis
61	II. Ein zweite Aufsatz
51	I. Ein erste Aufsatz

Zweites Buch.

Prinzessin Amalie.

Geistliche Musik.

Prinzipien der Musik.

1. Die Kunst der Musik.

I.

Die beiden Schwestern.

Jetzt also stehe ich am Ziel! sagte Prinzessin Ulrike, indem sie mit einem stolzen triumphirenden Lächeln das Gesangbuch, welches sie eben noch in Händen gehalten, bei Seite legte, und den langen weißen Spitzenschleier von ihrem Haupte löste. Die Hauptceremonie ist vorüber, nun nur noch eine Ceremonie, und ich werde eine Kronprinzessin, bald eine Königin sein. Es ist ihnen also nicht gelungen, mich bei Seite zu schieben, man hat mir nicht den Affront anthun dürfen, meine jüngere Schwester vor mir zu verheirathen, indem man aller Welt dadurch zeigte, daß man mich nicht gewollt, daß man mich verschmäht habe! Alle meine Berechnungen sind richtig gewesen, und statt des Schleiers der Stiftdame, den mir mein Bruder bestimmt hatte, wird jetzt ein Myrthenkranz und bald eine Krone mein Haupt zieren!

Sie ließ sich eben mit einem behaglichen Lächeln auf den Divan niedergleiten, um ihren stolzen und beglückenden Zukunftsträumen nachzuhängen, als die Thür mit Hestigkeit aufgerissen ward und Prinzessin Amalie bleich und mit zornigem Angesicht hereintrat.

Sie schleuderte einen jener Flammenblicke, welche sie mit dem König gemein hatte, auf die festliche Toilette ihrer Schwester, und ein wildes, zorniges Lachen tönte von ihren Lippen.

Man hat mich also nicht getäuscht, sagte sie. Es ist kein Märchen gewesen, welches man mir erzählte. Du kommst aus der Kapelle?

Ich komme aus der Kapelle, ja! erwiderte Ulrike, dem zornigen Blicke ihrer Schwester mit festem ruhigen Anschauen beugend, und ganz entschlossen und muthig dem Sturm entgegengehend, von dem sie wußte, daß er ihr bevorstand.

Sie faltete ihre Arme über der Brust zusammen, als wolle sie diese beschützen gegen die Wuthblitze, die aus den Augen ihrer Schwester aufflamnten, und wiederholte mit gelassenem Ton: Ich komme aus der Kapelle, und was weiter?

Was weiter! rief Amalie, indem ihr kleiner Fuß heftig den Boden stampfte. Ah, sie will noch die Harmlose und Unschuldige spielen. Was thatest Du in der Kapelle?

Ulrike sah sie fest und lächelnd an. Dann sagte sie langsam und mit scharfer Betonung: Ich nahm dort das Abendmahl nach lutherischem Ritus!

Amalie zuckte zusammen, als habe der Biß einer Schlange ihr Herz verwundet. Das bedeutet also, daß Du eine Abtrünnige und Verlorene bist, rief sie zusammenschauernd. Das bedeutet, daß Du mich schmachvoll hintergangen und betrogen hast, das bedeutet —

Das bedeutet nur, unterbrach Ulrike sie, das bedeutet nur, daß ich eine weniger fromme Christin, ein weniger unschuldiges und uneigennütziges junges

Mädchen war, als meine edle und schöne junge Schwester.

Worte, Worte, heuchlerische Worte, rief Amalie. Du warst es, welche mir den Gedanken eingeflößt zu jenem kindischen und widerwärtigen Betragen, das mich einige Tage lang zum Gespött und Gelächter des ganzen Hofes gemacht. Du warst eine falsche Freundin, eine treulose Schwester. Ich stand Dir im Wege, und Du wolltest mich bei Seite schieben, deshalb Deine perfiden Rathschläge, Dein heuchlerisches Bestärken in meiner Abneigung gegen diesen Heirathsantrag des schwedischen Gesandten, deshalb mußte ich mich unartig, barsch und kindisch grob zeigen, damit Du in Deiner Liebenswürdigkeit und mädchenhaften Anmuth um so glänzender hervortratest. Ich war Dir eine Folie, welche das Juwel Deiner Schönheit höher aufblitzen machte! Oh, oh, es ist schändlich, so gemißbraucht, so hintergangen zu werden.

Und mit hervorstürzenden Thränen sank Amalie auf einen Sessel nieder, und begrub ihr Gesicht in ihren beiden Händen.

Thörichtes Kind, sagte Ulrike. Du beschuldigst mich, und weißt doch sehr wohl, daß Du es warst, welche zu mir kam und mich mit flehenden Worten beschwor, Dir ein Mittel anzugeben, diese verhaßte Verbindung mit dem schwedischen Thronfolger zu hintertreiben.

Du hättest mich daran verhindern, Du hättest mir diesen thörichten Gedanken verschonen, Du hättest mich daran erinnern sollen, daß ich eine Prinzessin und also dazu verdammt bin, kein Herz zu haben.

Auch sprachst Du nicht von Deinem Herzen, sondern nur von Deiner Religion. Hättest Du mir gesagt, daß es Dein Herz sei, welches Dich daran ver-

hinderte, dem Kronprinzen von Schweden Deine Hand zu reichen, dann würde ich Dich mit aller Kraft meiner Schwesterliebe, ja, dann würde ich Dich auf meinen Knien beschworen haben, diese Hand anzunehmen, Dein Herz einzusargen in dem Purpurmantel Deiner Königswürde, und auf einen Thron zu flüchten, um Dich vor den Gefahren zu retten, mit welchen die Prinzessin von dem jungen Mädchen bedroht ward!

Amalie ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und blickte verwirrt und betroffen empor zu ihrer Schwester, welche vor ihr stand, und deren große ernste Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihr ruheten.

Ich sagte auch nicht, daß mein Herz mich verhindert hätte, sagte sie stoßend und schüchtern. Ich sagte nur, daß wir armen Prinzessinnen kein Herz haben dürfen!

Kein Herz für den Einzelnen, aber für das Ganze, rief Ulrike, kein Herz, um zu lieben als Frau, aber ein Herz, um zu lieben als Königin! Du beschuldigst mich, Amalie, aber Du vergißt, daß ich mich nicht in Dein Vertrauen eingeschlichen, sondern, daß Du mir dasselbe freiwillig entgegengetragen hast, daß Du zu mir gekommen bist, um mir Deine Bedenklichkeiten und Deinen Kummer mitzutheilen. Alsdann habe ich zu Dir gesprochen, wie ich wünschte, daß man zu mir sprechen möchte, wenn ich in Deiner Lage und in Deinem Gemüthszustande gewesen wäre. Mit einem Wort, ich habe Dir gerathen, Deinem eigenen Gewissen, Deiner eigenen Ueberzeugung gemäß.

Aber Deine Rathschläge stimmten wenig überein mit Deinen eigenen Handlungen, Deine Worte haben wenig Aehnlichkeit mit Deinen Gesinnungen! rief Amalie bitter.

Wenn ich für mich nicht die Rathschläge adoptirt habe, welche ich Dir gegeben, so kommt das daher, daß ich Deine Gesinnungen und Ansichten nicht theilte. Mein Gewissen ist weniger ängstlich und schüchtern, als das Deine; meine Religion zu verlassen und lutherisch zu werden, scheint mir kein Verbrechen, nicht einmal ein Unrecht, vorzüglich, da ich es nicht aus Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit gethan, sondern um eines höhern politischen Zweckes willen.

Um des Zweckes willen, Königin von Schweden zu werden!

Und warum sollte ich das läugnen? Ich nahm diese Krone auf, welche Du verächtlich von Dir stieße. Ich war ehrgeizig, während Du zu stolz warst, einer Krone auch nur einen kleinen Theil Deiner religiösen Ueberzeugung zum Opfer darzubringen. Ich fürchtete nicht, im Himmel verdammt zu werden, weil ich, um eine Königin zu werden, an der äußern Form meines Glaubens, nicht an meinem Glauben selbst änderte. Wenn Du jetzt bereuest, was Du gethan, wenn Du mildere Ansichten angenommen —

Nein, unterbrach sie Amalie lebhaft, ich bereue gar nichts, und mein Kummer und Schmerz betraf nicht die verschmähet Krone, sondern die treulose und heuchlerische Schwester, welche mir gegen ihre eigene Ueberzeugung Rathschläge gegeben, und mich verrieth, indem sie mich zu lieben schien. Geh, geh, setze immerhin eine Königskrone auf Dein stolzes Haupt, ich beneide Dich nicht, denn Du nimmst nur, was ich verschmähet, und nicht das leiseste Bedauern und nicht die kleinste Reue ist in mir. Aber indem Du eine Königin wirst, hörst Du auf, meine Schwester zu sein, denn niemals werde ich es vergessen, daß Du nur durch Verrath und Falschheit diese Krone Dir erwor-

ben hast! Gehen Sie hin, Königin, möge die ganze Welt vor Ihnen das Knie beugen, ich beuge das meine nicht, ich verachte Sie, denn Sie haben in Ihrem Königsmantel das Herz meiner Schwester eingefargt! Leben Sie wohl!

Sie sprang der Thür zu, wild aufbäumend, hochathmend, mit funkelnden Augen, wie eine gereizte Pantherin. Aber Prinzessin Ulrike eilte ihr nach, und legte ihre Hand auf Amaliens Arm.

Laß uns so nicht von einander scheiden, meine Schwester, sagte sie freundlich, laß uns —

Aber Amalie hörte nicht mehr, sie schleuderte mit einer heftigen Bewegung die Hand ihrer Schwester fort und entfloß in ihre Gemächer.*)

Lange noch ging sie in stürmischer Aufregung, ganz durchglüht von Zorn und Schmerz, in ihrem Boudoir, welches sie hinter sich verschlossen hatte, auf und ab. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr, und mit dem leicht erregbaren Zorn der Hohenzollern verwünschte sie ihre Schwester, von welcher sie so bitter getäuscht, so schmachvoll verrathen worden.

Prinzessin Amalie, in allen Dingen, in ihrem Aeußern, wie in ihrer Gesinnung, das treue Ebenbild ihres königlichen Bruders, war auch darin ihm gleich, daß sie zu viel Glauben und Vertrauen zu der Menschheit hegte, und daß, wenn sie dieses getäuscht sah, eine schmerzliche Wuth, eine verzweiflungsvolle Pein ihr ganzes Wesen erfaßte, und sich wie tödtender Mehlthau nicht auf ihre Liebe zu dem einzelnen Menschen, welcher sie verrathen, sondern auf ihre Liebe zu der ganzen Menschheit warf, und diese allmählig absterben machte. Großartig und gluthvoll, in Allem was sie

*) Thiebault. Vol. IV. pag. 195 folgd.

empfang, fühlte sie auch jetzt in ihrem Herzen plötzlich eine ganze reiche Quelle der Liebe und des unschuldigen Mädchenglückes in sich versiegen, und mit zitternden Lippen sagte sie laut und fest: Ich werde niemals wieder eine Freundin haben, denn ich glaube nicht mehr an die Freundschaft und nicht mehr an ein Mädchenherz! Sie sind Alle falsch, Alle heimtückisch und hinterlistig, diese Mädchen und Frauen. Für sie Alle wird mein Herz von jetzt an verschlossen sein, und ihr zutrauensvolles Lächeln und ihre falsche Freundlichkeit wird mich nicht mehr täuschen können. Oh, mein Gott, mein Gott, ich werde also ganz einsam, ganz verlassen sein, ich —

Plötzlich stockte sie und eine dunkle Gluth flog über ihr Antlitz hin. Was war es, was sie auf einmal in ihrem schmerzvollen Selbstgespräch unterbrochen hatte, warum richteten sich ihre Augen mit einem so eigenenthümlichen Ausdruck nach der Thür hin, und warum lauschte sie mit so seltsamer Spannung auf diese Stimme, welche jenseits ihrer Thür erschallte und mit erhobenem Ton ihren Namen nannte?

Pöllnitz! Es ist Pöllnitz! flüsterte Prinzessin Amalie, und sie erzitterte in freudigem Schreck.

Ich muß durchaus die Prinzessin Amalie selber sprechen! rief die Stimme des Ober=Ceremonienmeisters.

Aber das ist unmöglich, erwiederte eine andere Stimme. Ihre Königliche Hoheit haben Sich in Ihrem Boudoir eingeschlossen und wollen Niemand empfangen.

Ihre Königliche Hoheit werden Ihr Boudoir aufschließen und mir den Eintritt gestatten, sobald Sie nur erst die Güte gehabt, mich anzumelden, denn ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit. In einer

Angelegenheit, von welcher das Lebensglück von mehr als Einer Frau abhängt!

Mein Gott, flüsterte Prinzessin Amalie erbleichend, Pöllnitz ist im Stande, mich zu verrathen, wenn ich nicht sofort öffne!

Und sie eilte hastig nach der Thür, um den Kiegel zurück zu stoßen und die Thür zu öffnen.

Sehen Sie da, Fräulein von der Marwitz, rief Pöllnitz, indem er sich zugleich tief und ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin verneigte. Habe ich nicht Recht gehabt? Kaum hat unsere theure Prinzessin nur meine Stimme gehört, so hat sie schon die Gnade, mir zu öffnen. Merken Sie Sich das, Fräulein, und betrachten Sie mich künftig als eine sehr wichtige Respectsperson, welche nicht blos die grandes, sondern auch die petites entrées hat.

Aber Prinzessin Amalie war wenig geneigt, auf den Scherz des Oberkammerherrn und Ceremonienmeisters einzugehen. Ich hörte, sagte sie in strengem Ton, daß Sie mit einer außerordentlichen Dringlichkeit darauf bestanden, mich sprechen zu wollen. Sie gingen sogar soweit, zu behaupten, daß von dieser Unterredung das Lebensglück mehrerer Menschen abhängig sei.

Verzeihen Ew. Königliche Hoheit, nicht das Lebensglück mehrerer Menschen, sondern von mehr als Einer Frau — sagte ich, erwiederte der unerschütterliche Kammerherr, indem er mit der Hofdame in das Boudoir der Prinzessin eintrat. Auch werden Ew. Königliche Hoheit gleich die Gnade haben, einzugestehen, daß ich Recht habe, wenn Sie erst die Angelegenheit kennen, welche mich zu Ihnen geführt.

Nun, lassen Sie hören, rief die Prinzessin, und

wehe Ihnen, wenn es sich nicht um sehr ernste und sehr wichtige Gegenstände handeln sollte!

Prinzessin, es handelt sich um Ihre Toilette zu einem Feste, und Sie werden mir zugestehen müssen, daß das wohl ein Gegenstand ist, von welchem das Lebensglück von mehr als Einer Frau abhängig ist.

Die Prinzessin lachte. In der That, Sie haben Recht, sagte sie, und wenn Sie als Schneider und Modist zu mir kommen, so that Fräulein von der Marwitz allerdings sehr Unrecht, mich nicht sogleich zu benachrichtigen.

Um so mehr, als auch sie selber dabei betheiligt ist, rief Böllniz mit wichtiger Miene. Denn, meine Damen, es handelt sich um nichts Geringeres, als um einen Maskenball. Der König hat befohlen, daß außer dem großen Maskenball, welcher im Opernhause stattfinden und an welchem das Publikum Theil nehmen soll, noch ein anderer Maskenball auf dem Schlosse hier arrangirt werde, und zwar soll das am Tage vor der Vermählung der Prinzessin Ulrike sein!

Und wann wird meine Schwester vermählt werden? fragte Amalie.

Sie wissen das noch nicht, Königliche Hoheit? Ah, ich vergaß, daß der König diese Sache bis heute geheim gehalten hat, und daß er Niemand als die Königin Mutter bis jetzt officiell benachrichtigte. Ja, ja, Prinzessin Ulrike wird sich mit diesem kleinen Holsteinischen Prinzen vermählen, welcher aber dereinst ein großer König werden soll, und schon in vier Tagen wird hier die Vermählung durch Procuration stattfinden. Daraus folgt, daß schon in drei Tagen die Maskerade sein wird, und daß wir Tag und Nacht zu arbeiten haben werden, um das nöthige Costüme herzustellen, von dem Se. Majestät will, daß es so

glänzend als möglich sei. Es sollen Quadrillen arrangirt werden; der König selber hat bestimmt, welche Paare darin tanzen sollen, und es ist daher auf Königlichen Befehl, daß ich Ew. Königlichen Hoheit die Aufforderung bringe, an einer dieser Quadrillen Theil zu nehmen. Sie werden mit den Markgräfinnen von Baireuth und Schwedt und der Herzogin von Braunschweig eine Quadrille im Costüme Franz des Ersten tanzen.

Und wer wird mein Tänzer und Partner sein? fragte Amalie erwartungsvoll.

Der Markgraf von Schwedt!

Ah, mein unausstehlicher Better! Daran erkenne ich meinen maliciösen Bruder, welcher sehr wohl weiß, wie sehr mir der langweilige Markgraf zuwider ist.

Und die Prinzessin wandte sich ab und ging mißvergnügt im Zimmer auf und ab.

Sagten Sie nicht, daß auch mir eine Rolle in den Quadrillen bestimmt sei? fragte Fräulein von der Marwitz schüchtern.

Gewiß, das sagte ich, Fräulein, entgegnete Pöllnitz. Sie werden in einer Quadrille im russischen Costüme tanzen.

Und wer wird mein Tänzer sein?

Pöllnitz lachte. Nun, sagte er, man sollte glauben, daß der wichtigste Theil der Balltoilette nicht so sehr in den Kleidern, als in den Tänzern beruhe, und daß diese eben so sehr eine Lebensfrage seien, als die Farbe und der Schnitt Ihres Kleides, oder die Schönheit Ihres Haarputzes. Wer Ihr Tänzer sein wird? Ah, Fräulein, Sie werden, glaube ich, sehr zufrieden sein, denn der Partner, welchen der König Ihnen bestimmt hat, ist einer unserer jüngsten, unserer schönsten, liebenswürdigsten und talentvollsten Cavaliere.

Ein Jüngling, mit dem verglichen zu werden Alcibiades sich nicht geschämt haben würde, und den Diana vielleicht sogar dem träumerischen und schönen Endymion vorgezogen hätte, wenn sie ihn schlafend gefunden. Und denken Sie nur, Fräulein, mit einer solchen Perle der Schöpfung werden Sie nicht allein tanzen, sondern Sie werden diesen schönen Ganymed auch in diesen nächsten Tagen sehr oft sehen und sprechen müssen. Denn es ist nothwendig, daß Sie mit ihm über die Wahl der Farben Ihres Costümes, über die Tanztouren sich vereinigen, und er wird, wenn anders Ihre Königliche Hoheit es erlaubt, täglich zu Ihnen kommen müssen. Ach, warum bin ich nicht ein junges Mädchen, warum ist es mir nicht vergönnt, für diesen Adonis schwärmen und mein armes ausgebranntes Herz zu einem jugendlich schwärmerischen umzaubern zu können!

Sie sind ein Narr, welcher gar nicht weiß, wie es in einem Mädchenherzen aussieht, lachte Fräulein von der Marwitz. In Ihrer Ekstase für Ihren Adonis, welcher wahrscheinlich ein altes verkrüppeltes Ungeheuer ist, vertauschen Sie die Rollen, und geben dem Mädchen die Rolle eines schmachtenden Liebhabers und Ihrem Ungeheuer den Character einer angegirrten und angesäufelten Schönen.

Ungeheuer! Mein Gott, sie hat Ungeheuer gesagt! rief Böllnitz pathetisch. Fallen Sie auf Ihre Kniee nieder und bitten Sie Ihr Schicksal um Vergebung, Fräulein, denn Sie haben sich schwer an ihm versündigt. Sie werden das eingestehen, wenn ich Ihnen den Namen Ihres Partners nennen werde.

Mein Gott, so nennen Sie ihn endlich!

Nicht eher, als bis Prinzessin Amalie die Gnade gehabt hat, zu versprechen, daß Sie Ihr armes Herz

überwachen und behüten und Ihnen kein tête à tête mit Ihrem Partner gestatten will.

Ah, Sie wollen mich zum Tugendwächter meiner Hofdame machen? rief Prinzessin Amalie lachend. Ich soll der Wächter meiner guten Marwitz sein, und sie vor ihrem eigenen Herzen beschützen!

Wenn Euere Königliche Hoheit nicht diese Gnade haben wollen, wird Fräulein von der Marwitz einen anderen Tänzer bekommen, denn ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, sie mit dem Schönsten der Schönen unbeschützt und unbeachtet allein zu lassen.

Seien Sie barmherzig, Prinzessin, und sagen Sie Ja! bat das Hoffräulein, denn Sie sehen es wohl, dieser abscheuliche Herr von Pölnitz will mich zu Tode martern vor Neugierde. Willigen Sie ein, gnädigste Prinzessin, damit ich den Namen meines Tänzers endlich erfahre.

Nun denn, sagte Amalie lächelnd, ich willige ein, der Mentor meines Hoffräuleins zu sein.

Euere Königliche Hoheit versprechen also feierlich, jedes Mal den Conferenzen zwischen Fräulein von der Marwitz und ihrem Partner bei der Quadrille beiwohnen zu wollen?

Ich verspreche das, denn Sie sehen wohl, die arme Marwitz stirbt vor Neugierde, wenn sie nicht bald den Namen ihres Tänzers erfährt!

Nun denn, jetzt, da ich, so viel es in meiner Macht stand, das Herz des armen Fräuleins gesichert habe, indem ich es unter den Schutz der Augen unserer edlen Prinzessin gestellt, jetzt, Fräulein von der Marwitz, sollen Sie auch den Namen Ihres Tänzers erfahren. Es ist der Liebling des Königs und des

ganzen Hofes, es ist der junge Lieutenant und Baron von Trend.

Sehr verschieden war der Eindruck, welchen dieser Name auf die beiden Damen hervorbrachte. Das vorher so gespannte und freudenvolle Antlitz des Hoffräuleins nahm plötzlich einen verdrießlichen und mißvergnügten Ausdruck an, während Prinzessin Amalie sich erröthend und sichtbar überrascht abwandte, um Niemand dieses freudige Lächeln sehen zu lassen, das ihre vollen rosen Lippen umspielte.

Herr von Pöllnitz, welcher Alles bemerkte, wollte indeß nur das Mißvergnügen des Hoffräuleins sehen, und der Prinzessin Zeit gewähren, sich zu sammeln.

Ich sehe zu meiner Ueberraschung, sagte er, daß unser schönes Hoffräulein nicht so entzückt ist, wie ich hoffte. Fräulein, Fräulein, Sie sind eine wundervolle Schauspielerin, aber mich werden Sie doch nicht täuschen. Sie spielen die Gleichgültige und Enttäuschte, um die gnädige Prinzessin dadurch zu vermögen, ihr Wort zurückzunehmen, und nicht bei Ihren Conferenzen mit Trend anwesend zu sein. Aber das ist vergeblich, denn Prinzessin Amalie hat mir ihr Wort verpfändet, und sie wird gewiß die Gnade haben es zu halten.

Gewiß, sagte die Prinzessin lächelnd. Ich werde das wohl thun müssen, denn einem gegebenen Wort und einem geleisteten Versprechen gegenüber sind selbst die Prinzessinnen und Königinnen, wie die Fürsten und Könige, doch nur Menschen, welche durch ihre Ehre verpflichtet sind zu erfüllen, was sie gelobten. Ich werde also Wort halten! Aber jetzt genug des Scherzes! Lassen Sie uns ein wenig von dem Ernst des Lebens sprechen, von unserer Toilette nämlich. Herr von Pöllnitz, geben Sie mir rasch Ihre Zeich-

nungen, machen Sie Ihre Vorschläge, und Sie, Fräulein, gehen Sie und rufen Sie schnell meine Kammerfrau und meine Garderobenjungfer, wir müssen große Konferenz halten. Eilen Sie also!

II.

Der Versucher.

Nicht sobald hatte das Hoffräulein das Boudoir verlassen, als Herr von Pöllnitz ein versiegeltes Briefchen aus seinem Busen hervorzog und es der Prinzessin darreichte. Sie nahm es und verbarg es in der Tasche ihres Kleides, dann blickte sie, wie es schien ganz gleichgültig und unbefangen, auf das große Bild von Watteau, das an der Wand ihr gegenüber hing.

Nichts, immer noch nichts? flüsterte Herr von Pöllnitz. Sie wollen also meinen armen jungen Freund zur Verzweiflung bringen. Sie wollen ihm nicht einmal die Gnade einer Antwort gönnen?

Prinzessin Amalie erröthete noch höher und wandte ihr Haupt ab, aber indem sie's that, zog sie ein Briefchen aus ihrem Busen hervor und reichte es dem Oberkammerherrn hin, ohne ihn anzusehen, ohne ein Wort zu sagen, verwirrt und schamboll, wie ein junges Mädchen es ist, wenn sie ihren ersten Liebesroman aufführt, oder das erste Unrecht begeht.

Pöllnitz küßte ihre Hand mit der Ekstase eines Liebenden. Er wird der Glückseligste der Sterblichen

sein, sagte er, und dennoch ist es so wenig, was Euere Königliche Hoheit ihm gewähren, und es liegt in Ihrer Hand, ihn noch so viel höher, so viel himmlischer zu beglücken. Dennoch ist es Ihnen vorbehalten, ihm einen Wunsch zu erfüllen, den seine Lippen niemals wagen werden auszusprechen, den nur Gott und das Auge eines treuen Freundes in seinem Herzen lesen können.

Und welches ist dieser Wunsch? fragte die Prinzessin, aber so leise, mit so zitterndem Geflüster, daß Pölnitz ihre Worte mehr errathen als verstehen konnte.

Ich glaube, sagte er leise, er würde das Glück, eine Stunde zu Ihren Füßen sitzen und Sie anschauen zu können, gern mit seinem Leben bezahlen.

Nun, Sie haben ihm ja dazu die Gelegenheit gegeben, erwiderte Amalie verwirrt, Sie haben es sehr geschickt so eingerichtet, daß ich einem Begegnen mit ihm nicht mehr ausweichen kann.

Ah, Prinzessin, wie trostlos würde er sein, wenn er diese kalten und grausamen Worte hörte. Ich mußte ihm wenigstens diesen Schein eines Glückes gewähren, da ich nicht im Stande bin, ihm das Glück selber zu verschaffen. Euere Königliche Hoheit sind sehr grausam, sehr unerbittlich gegen meinen armen unglücklichen Freund! Mein Gott, er erfleht von Ihrer Gnade nur das, was der Geringste seiner Unterthanen von Ihrem königlichen Bruder erbitten darf, er fleht Sie an um eine Audienz, das ist Alles!

Die Prinzessin richtete ihre großen flammenden Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf Pölnitz hin.

Apage Satanas! flüsterte sie mit einem mühsamen Lächeln.

Euerer Königliche Hoheit thun mir zu viel Ehre an, sagte Pöllnitz. Leider bin ich nicht der Teufel, welcher doch ohne Zweifel nächst Gott der mächtigste Herr und Gebieter der Erde ist, und dem drei Viertel der Menschheit zum Allermindesten angehören. Leider bin ich nur ein armes schwaches Menschenkind, und meine Worte haben nicht einmal die Kraft, das Herz Euerer Königlichen Hoheit zum Erbarmen zu bewegen.

Mein Gott, aber wozu eine Unterredung? rief Amalie fast angstvoll. Erlaube ich ihm nicht, mir Alles zu schreiben, was er denkt und empfindet, und bin ich nicht verbrecherisch und sündhaft genug, seine Briefe zu lesen und ihm die Sprache derselben zu verzeihen? Was verlangt er noch weiter? Ist es nicht genug, daß ich ihm erlaube mich zu lieben und es mir zu sagen? Nicht genug —

Plötzlich stockte sie. Ihre Augen, welche sich schenken den halb ironischen, halb vorwurfsvollen Blicken der Barons zu begegnen, waren ruhelos im Zimmer umhergeschweift, und hasteten jetzt wieder auf diesem Bilde von Watteau, auf diesem glücklich lächelnden Liebespaar, das in zärtlichster Umschlingung unter der Eiche inmitten dieser reizenden Landschaft saß.

Diese Gruppe, welche sich ganz zufällig dem Auge der Prinzessin darbot, war eine beredte und entschiedene Antwort auf ihre Frage, welche die Prinzessin nicht mit ihren Ohren, sondern mit ihren Augen empfing, und welche ihr Herz erbeben machte.

Pöllnitz war ihren Blicken gefolgt, und hatte sehr wohl ihr Erröthen und ihre Verwirrung verstanden. Er trat jetzt zu dem Bilde und deutete mit seinem Zeigefinger auf diese zärtliche Schäfergruppe hin.

Gnädigste Prinzessin, sagte er lächelnd, fragen Sie

diese beiden Seligen da, ob ein Mann, welcher leidenschaftlich liebt, weiter nichts von seiner Geliebten zu wünschen und zu ersehnen hat, als die Erlaubniß, ihr Briefe schreiben zu dürfen?

Amalie zitterte, sie richtete ihre Augen mit einem Ausdruck der Furcht und des Entsetzens auf das Antlitz des Barons, der mit seinem Faunenlächeln und seinem unerschütterlichen Gleichmuth ihr gerade und forschend in's Gesicht schaute.

Er hatte kein Mitleid mit ihrer mädchenhaften Verwirrung, ihrem keuschen, jungfräulichen Entsetzen. Er sprach weiter, er suchte mit heiterm Spott und frivolen Scherzen ihre Angst und ihr Zagen zu beseitigen, er schilderte ihr mit glühenden Farben die Verzweiflung und Liebessehnsucht ihres jungen Liebhabers, er bewies ihr, wie ganz gefahrlos sie in ihren Zimmern eine Zusammenkunft haben könne, ohne daß das neugierige Auge und Ohr der Dienerschaft es nur zu ahnen vermöchte. Mündeten doch die Zimmer der Prinzessin nach diesem kleinen dunklen Corridor aus, auf welchem gar keine Schildwache stand, und von welchem nur eine kleine unbenutzte Treppe hinunter führte in die untere Etage des Schlosses, in ein kleines unbesohntes Zimmer, das sein niedriges Fenster nach dem Garten von Monbijou hinaus hatte. Es war also nichts weiter nöthig, als die Kiegel dieses Fensters am Tage zurückzuschieben, damit man in der Nacht dasselbe geräuschlos öffnen und durch dasselbe in das Zimmer einsteigen könne.

Prinzessin Amalie, obwohl sie nicht antwortete, und durch keinen Blick, kein Lächeln, kein Stirnrunzeln ihre Beistimmung oder ihr Zürnen zu erkennen gab, Prinzessin Amalie hörte doch diesen schlimmen und gefährlichen Auseinandersetzungen zu. Sie ließ das Gift

der Verführung langsam durch ihr Ohr in ihr Herz hinabträufeln, sie hatte nicht mehr die Kraft, nicht mehr den Willen, dem Versucher zu widerstehen und ihn von sich zu weisen. Sie hatte nur noch die Kraft zu schweigen, und ihm nicht zu sagen, daß er ihr besseres Ich schon überwunden habe.

Wir werden bald am Ziel sein, sagte Pöllnitz, sich vergnügt die Hände reibend, als er die Prinzessin verlassen hatte. Ja, ja, das Herz dieser kleinen Prinzessin ist besiegt, und ihre Liebe ist wie eine reife Frucht, bereit sich von dem Ersten, welcher die Hand nach ihr ausstreckt, pflücken zu lassen. Das also, mein stolzer und grausamer König Friedrich, wird meine Rache sein! Ich werde den Schimpf mit einem Schimpf vergelten, und wenn die Leute auf der Gasse Vergnügen daran fanden, die Schmach des Herrn von Pöllnitz ausrufen zu hören, so wird es sie, denke ich, nicht weniger belustigen, sich ein wenig von der Schmach der Prinzessin Amalie zuzuslüstern, denn diese freilich wird man nicht ausrufen und austrommeln, aber die Stimme der Verläumdung hat eine so gewaltige und mächtige Stimme, daß man sie überall vernimmt, wenn sie auch nur ganz leise zu flüstern scheint.

Sein Gesicht drückte eine hämische, wilde Schadenfreude aus, während er so sprach, dann aber, nachdem er eine Zeit lang sich diesen tückischen und grausamen Gedanken hingegeben hatte, glätteten sich seine Züge wieder und nahmen ihren gewohnten, gleichmüthig heitern und beobachtenden Ausdruck wieder an.

Aber bevor ich mich räche, will ich mich erst bezahlt machen, sagte er mit einem Lachen, das nicht nach außen ertönte, sondern das er in sich hinein verschluckte. Ich will der Vertraute dieser Aventure sein, und ich müßte nicht Pöllnitz heißen, wenn ich nicht

Vorthail davon zu ziehen wüßte. Oh, König Friedrich, König Friedrich, ich glaube, Prinzessin Amalie wird sich wenig darum kümmern, daß es verboten ist, dem armen Reichsbaron von Pöllnitz Geld zu leihen. Sie wird mir Geld, ich hoffe sehr viel Geld leihen, und ich werde es ihr mit meinem Schweigen wieder bezahlen.

Und diesen heiteren und glücklichen Gedanken nachhängend, begab sich der Oberkammerherr zu dem jungen Lieutenant Friedrich von Trend, um ihm das Briefchen der Prinzessin einzuhändigen.

Die Festung ist sehr bereit zur Uebergabe, sagte er, laufen Sie jetzt Sturm und Sie werden als Sieger in die geöffneten Herzensthore einziehen. Ich habe Ihnen eine Gelegenheit eröffnet, die Prinzessin jetzt alle Tage zu sehen, benutzen Sie dieselbe, wie ein tapferer, schöner, junger und liebender Cavalier sie benutzen muß, und bei Gott, Sie werden bald ein General, ein Fürst oder sonst etwas Ungeheuerliches werden.

Ein General, ein Fürst, oder auch ein Hochverräther, der sein Haupt auf den Block legen und mit seinem Leben seine Schuld sühnen muß, sagte der junge Lieutenant von Trend gedankenvoll. Mag es aber immerhin so sein. Um ein solcher Hochverräther sein zu können, muß ich vorher der glücklichste, beneidenswertheste Mensch gewesen sein, und das ist nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt. Oh, Amalie, Amalie, ich liebe Dich grenzenlos. Du bist meine Seligkeit, mein Glück und meine Hoffnung, Du —

Genug, genug, rief Pöllnitz lachend, indem er sich die Ohren zuhielt, das sind lauter allbekannte, allgebrauchte Phrasen, die man seit Adams Zeiten in allen Sprachen wiederholt, wenn man verliebt und zwanzig

Jahre alt ist, und die immer doch nur eine schöne, aufgeputzte, phantastische Lüge sind. Handeln Sie, mein junger Freund, aber sprechen Sie nicht, denn, Sie wissen es wohl, die Wände haben Ohren, und der Tisch, auf welchem Sie Ihre Briefe schreiben, hat Augen, ebenso gut, wie die Chatouille, in welche sie dies Briefchen der Prinzessin legen, um es für alle Ewigkeit aufzubewahren. Seien Sie vorsichtig, vorsichtig! Verbrennen Sie die Briefe der Prinzessin, schreiben Sie die Ihrigen mit sympathetischer Tinte, mit Chiffren, damit Niemand sie zu lesen vermag, damit nur Gott, der Teufel und ich Ihre gefährliche Liebschaft kennen.

Aber Trend hörte nicht auf ihn. Er war zu glücklich, zu leidenschaftlich und endlich zu jung, um die bedächtigen Worte des alten Rone's in sich aufnehmen und auf sie achten zu können. Er las mit immer sich steigendem Entzücken den Brief der Prinzessin, das so lang ersehnte und erflehte Antwortschreiben auf seine Briefe, er drückte das Papier an sein hochklopfendes Herz, an seine glühenden Lippen, und heftet dann wieder seine Augen auf diese Zeilen, welche ihre Hand geschrieben, ihr Herz dictirt hatte.

Pöllnitz sah ihm mit einem stillen, überlegenen Lächeln zu, wie der Fuchs zuweilen, wenn er gewiß ist, daß sie ihm nicht mehr entgehen kann, den lustigen Flügelschlägen, dem zärtlichen Gebahren der Taube zuschaut, und ihr noch einen Augenblick Zeit gewährt, glücklich zu sein, bevor er sie erwürgt.

Ich wette, Sie wissen das Briefchen bereits auswendig, sagte er endlich, indem er langsam und bedächtig Feuer anschlug und ein Licht ansteckte, um sich

daran seine Cigarre anzuzünden. Nicht wahr, ich habe Recht, Sie wissen das Briefchen auswendig?

Jedes Wort desselben ist mit Flammenschrift in mein Herz eingegraben!

Dann erlauben Sie einen Augenblick!

Und mit einer raschen Bewegung entriß der Baron dem erstaunten jungen Manne das Papier und hielt es in das brennende Licht.

Halten Sie ein, halten Sie ein, rief Friedrich von Trend, und indem er auf Pöllnitz hinstürzte, wollte er ihm mit Gewalt das Papier entreißen. Aber der Baron streckte seinen Arm abwehrend gegen ihn aus, und schwenkte mit dem andern das brennende Papier über seinem Haupte empor.

Mein Gott, was haben Sie gethan! rief der junge Officier schmerzlich, indem er auf dieses hellloodernde Briefchen hinstarrte.

Ich habe dem Gott des Schweigens ein Opfer dargebracht, sagte Pöllnitz feierlich. Ich habe dieses Papier verbrannt, damit man mit demselben nicht einst den Scheiterhaufen anzünden kann, auf welchem man Sie eines Tages als Hochverräther verbrennen möchte. Junger Mann, danken Sie mir, denn ich habe Sie auf Einen Tag mindestens von dem Tode gerettet, und Ihr Geheimniß vor der Entdeckung bewahrt!

III.

Das Hochzeitsfest der Prinzessin.

Freilich, für Einen Tag hatte der perfide und heuchlerische Freund das Geheimniß des jungen Paares vor der Entdeckung bewahrt! Aber es kam ein neuer Tag, und an diesem Tage hatten sie das gefährliche Gift, welches Pöllnitz ihnen in seiner Alles berechnenden Weltflugheit bereitet hatte, durch ihr Auge und ihr Ohr in ihr Herz einziehen lassen! An diesem Tage sahen sie sich unter dem Zwange, sich nur durch Blicke, durch Seufzer, durch verstohlene Händedrucke und flüchtige, leis gemurmelte Worte einander ihre Liebe und ihr Entzücken andeuten zu können, weil die Gegenwart anderer, uneingeweihter Personen ihr Herz wie ihren Mund in Fesseln legte. Nun aber wußte Pöllnitz sehr wohl, daß es kein wirksameres Mittel gäbe, ein junges Mädchen zu einem Rendezvous mit ihrem Geliebten zu veranlassen, als, daß man ihnen ein Zusammensein vor fremden Zeugen gewähre, daß man sie Beide zum Zwang, zur Verstellung, zum Schweigen verdamme. Das so gefesselte Herz sehnt sich um so glühender, diese eisernen Bande des Schweigens abzuwerfen, und sich in freier, ungefesselter Liebeslust aus der bedrückenden Gefangenschaft emporzuheben.

Als Prinzessin Amalie zwei Tage diese Marter des Zusammenseins mit dem Geliebten vor Zeugen ertragen hatte, war sie fest entschlossen, ihm eine an-

dere, eine einsame Zusammenkunft zu bewilligen, sobald er es wagen würde, sie darum zu bitten.

Sie wollte endlich dieses schöne Antlitz, das jetzt wie von einer Wolke der Wehmuth beschattet war, aufleuchten sehen im hellsten Sonnenschein des Glückes, sie wollte diese traurigen Augen sich verklären, diesen düstern Mund lächeln sehen. Sie wollte den Geliebten glücklich machen. Sie dachte, sie fühlte, sie wollte nichts weiter als das!

Freilich gab es noch Stunden des Zweifels, des Bangens, Stunden, in welchen sie ganz das Gefahrvolle und Verwegene ihres Entschlusses begriff, wo sie in einem unbestimmten Gefühl der Angst und des Entsetzens fast bereit war, sich ihrer königlichen Mutter zu Füßen zu werfen, ihr Alles zu gestehen und bei ihr Schutz zu suchen vor ihrem eigenen schwachen Mädchenherzen; wo sie, in der wilden Verzweiflung ihres muthigen und trotzigen Naturells, zu dem König gehen und ihn beschwören wollte, sie zu retten vor sich selber, vor ihren eigenen, leidenschaftlichen und gefährlichen Gedanken. Aber immer war eine Stimme in ihrem Herzen, welche sie von diesem Schritte des Heils und der Rettung zurückhielt und sie ihre Augen verschließen machte vor diesen Abgründen, welche sie rings schon umgaben, und denen sie mit wissenden Sinnen entgentaumelte.

Hätte sie jetzt eine Freundin, eine Schwester gehabt, welcher sie vertrauen durfte, so wäre sie vielleicht gerettet gewesen; aber ihre hohe exclusive Stellung beraubte sie, indem sie die Prinzessin isolirte, dieser köstlichen Lebensfreude einer Mädchenfreundschaft. Denn die Freundin, an welche die Natur sie gewiesen, ihre Schwester Ulrike, hatte durch die Intrigue, durch

welche sie sich die schwedische Krone erworben, sich für immer das Herz ihrer Schwester entfremdet.

Sa, vielleicht waren es sogar diese so glänzenden, so prunkhaften Vermählungsfeierlichkeiten, welche die junge Fürstentochter immer mehr in diese gefährlichen und unheilvollen Netze hineinzog, denen sie durch eine Vermählung mit einem ebenbürtigen Gemahl entgangen wäre. Sie sagte sich, daß es in ihrer Hand gelegen, alle diese Herrlichkeiten, diese Feste und Ehrenbezeugungen sich anzueignen, und daß nur ihr eigenes Herz und der perfide Rath ihrer Schwester sie daran verhindert habe. In dem kindischen Trotz ihres Herzens sagte sie zu sich selber: das Schicksal zeigte mir einen Weg der Rettung, aber meine eigene Schwester stieß mich von demselben zurück an diesen Abgrund hin, an welchem ich jetzt stehe. Möge sie nun also verantwortlich sein. Auf ihr Haupt komme mein Unglück und meine Schande, auf ihr Haupt meine Thränen und meine Klagen. Sie hat mich verhindert, eine Königin zu sein, nun wohl, so will ich wenigstens ein junges Mädchen sein, welches liebt, und ihrem Geliebten Alles opfert, selbst ihren Stolz, ihren Rang und die unbefleckte Größe ihrer Ahnen! Für Ulrike also die Ehren, der Prunk, das pomphafte Glück, für mich das Geheimniß, die Liebe und das verschwiegene Mädchenglück! Wer von uns wird mehr zu beneiden sein?

Allerdings, es waren glänzende, pomphafte Tage, welche man der Prinzessin Ulrike, der Braut des Kronprinzen von Schweden, des Herzogs Adolf Friedrich von Holstein, bereitete. Feste drängten sich auf Feste. Das ganze Land schien Theil zu nehmen an dem Familienglück des Königshauses. Alle Provinzen, alle Städte sandten Deputationen, um dem König

zu gratuliren und der Prinzessin ihre Geschenke darzubringen. Sie, welche so oft von der edleren und blendenderen Schönheit ihrer jüngeren Schwester verdunkelt worden, ward nun plötzlich der Mittelpunkt aller dieser Feierlichkeiten und Verherrlichungen, die in athemloser bunter Folge sich aneinanderreiheten. Für sie, für die Prinzessin Ulrike allein war es, daß der König im Opernhause einen Maskenball gab, an welchem die ganze Stadt Theil nehmen durfte, für sie strahlten am Abend ihrer Vermählung alle Straßen im hellsten Kerzenglanz der nicht befohlenen, sondern freiwilligen Illumination, für sie gab die Königin in Schönhausen ein glänzendes Ballfest, für sie hatte der schwedische Gesandte ein Fest arrangirt, dessen verschwenderischer Luxus und fabelhafter Prunk ihr vielleicht einen Vor-schmack der Herrlichkeit geben sollte, die sie in ihrem neuen Vaterlande, in Schweden, erwartete; für sie endlich fand dieser Maskenball im königlichen Schlosse statt, zu dem der ganze Adel nicht bloß, sondern auch ein guter Theil der vornehmen, reichen und angesehnen bürgerlichen Familien Berlins Einladungen erhalten hatte.

Mehr denn dreitausend Menschen wogten in diesen von Blumenduft, von Kerzenglanz, von Diamantengeflimmer und Gold- und Silberstickereien ganz erfüllten Sälen auf und ab. Ueberall sah man freudige Gesichter, glänzende Toiletten. Alles was auf Schönheit, Jugend, auf Rang, Ansehen, Ruhm und Würden Anspruch zu machen hatte, war heute in der Sälen des Schlosses versammelt, und hinter den Reihen der geputzten Damen, der glänzenden Cavaliere wogte das gepuzte, das staunende, vor Verwunderung verstummte Volk auf und ab. Der König hatte befohlen, heute keinem anständig gekleideten den Eintritt in das Schloß

zu verweigern. Wer eine Einladungskarte vorzuzeigen hatte, war berechtigt, als der Gast des Königs die Reihe dieser glänzenden Säle zu durchwandern, wer ohne Karte kam, mußte es sich freilich gefallen lassen, hinter dieser seidenen Schnur zu gehen, welche an den Seiten der Säle angebracht war und eine kaum merkbare, doch aber unüberwindliche Barriere zwischen dem Volk und der Hofgesellschaft bildete.

Es war eine schwere, eine riesenhafte Arbeit, in diesen Massen, in diesem sich drängenden, stoßenden, neugierig gaffenden Volk, unter diesen Tausenden vornehmer, geputzter, übermüthiger, der Etiquette und des Hofzwanges entfesselter Leute eine gewisse Ordnung aufrecht zu halten, oder auch nur dafür zu sorgen, daß Jedermann als Gast des Königs seiner Würde gemäß bedient und bewirthet werde. Schaaren goldbetrefter Lakaien flogen in nie rastender Eilfertigkeit durch die Säle, auf den silbernen Plateaus die seltensten Früchte, die auserlesensten Speisen, die kostbarsten Weine an die halbverschmachteten Gäste des Königs umherreichend. Ungeheure Buffets, in jedem der Säle angebracht, enthielten eine verschwenderische Fülle der köstlichsten Speisen und Getränke, überall hörte man Gläserklang und das geschäftige Schwirren und Kratzen der Messern und Gabeln, welches andeutet, daß der Magen in seine unabweislichen Rechte eingetreten ist und die Huldigungen seines höhern Ich's entgegennimmt.

Der König, in dem edlen und stolzen Vertrauen eines großen Herzens, hatte es abgelehnt, die Polizei zur Ueberwachung seiner Gäste in dem Schloß Eingang finden zu lassen. Einige diensthabende Officiere seiner Leibgarde waren beauftragt, in den Sälen gewissermaßen die Stellvertreter des Königs zu sein und

die Wirth zu machen, indem sie darauf achteten, daß Jedermann gut bedient, gut unterhalten und gut gepflegt werde, während der Hof mit den Höchsten des Adels und der Behörden in der Bildergallerie zur Nacht speisete.

Was war dies für ein Gelächter, welches plötzlich in den anstoßenden Sälen erschallte und wie eine Lawine sich fortwälzend, immer lauter, immer mächtiger heranrollte, bis es das Ohr des Königs erreicht, so daß dieser staunend und verwundert seinen Ober=Ceremonienmeister beauftragte, nachzuforschen, was dieses laute Lachen, dieses nicht endenwollende Gaudien zu bedeuten habe.

In einigen Minuten schon kehrte Herr von Pöllnitz zurück. Neben ihm ging ein junger Officier, dessen wunderbar hohe schlanke Gestalt, dessen schönes, edles, von Kraft, Jugend, Stolz und Energie strahlendes Angesicht sogar die Augen der stolzesten Damen auf sich zog und selbst der Königin Mutter ein Lächeln des Beifalls abgewann.

Sire, sagte Herr von Pöllnitz, man lacht da drinnen, weil irgend ein Witzbold sich die Maske eines Diebes und Räubers vor sein Antlitz gelegt hat, und in einer allzuweit getriebenen Neckerei Denjenigen gerade, welchem Euere Majestät befohlen hatte, für die Ruhe und Sicherheit in den Sälen Sorge zu tragen, bestohlen hat. Sehen Sie hier unsern jungen Lieutenant von Trenck. Man hat ihm im Gewühl seine goldgestickte und mit goldenen Franzen verzierte Schärpe entwandt, und er im Eifer seines Dienstes hat es nicht bemerkt, daß diese lustigen Kobolde, welche er bändigen sollte, gerade ihn zur Zielscheibe ihres Uebermuthes gemacht hatten. Das ist es, worüber man in den Sälen lacht, Sire.

Das Auge des Königs ruhte mit einem Ausdruck so innigen Wohlgefallens auf der Gestalt seines jungen Officiers, daß Prinzessin Amalie, welche es sah, ihr Herz beben fühlte vor Freude und Entzücken. Ein höheres Roth färbte ihre Wangen, eine selige Freude durchglühte ihr ganzes Wesen, die Freude, Den, welchen sie liebte, von ihrem erhabenen und angebeteten Bruder, von dem König anerkannt und geliebt zu sehen.

Ich habe Ihn heute den ganzen Abend schon bewundert, sagte der König in seiner heitern, scherzhaften Weise. Gleich dem Auge der Vorsehung trägt Er Seinen Blick bis in die entferntesten Winkel, und sieht Alles, was geschieht. Ueberall, wo Er sich zeigt, herrscht Ruhe, Anstand und Stille. Daß Sein Blick, der Alles sieht, nur Seine eigene Person nicht überwachte, das zeigt, daß Er nicht eitel ist, und nicht an Seine eigene Person denkt, wenn es gilt, einen erhaltenen Befehl auszuführen. Ich werde mich dessen erinnern und Ihn zu belohnen wissen, wenn nicht hier im Ballsaal, doch vielleicht auf dem Schlachtfeld, wo Er, das weiß ich gewiß, sich Seine Schärpe nicht würde stecken lassen. *)

Er reichte dem jungen Officier die Hand dar, welche dieser innig an seine Lippen drückte. Dann wandte sich der König lächelnd an die Königin Mutter. Ich weiß, Madame, sagte er, daß Ihnen der junge Baron schon empfohlen ist, aber ich erlaube mir, Ihnen denselben auch meinerseits zu empfehlen. Mögen Sie die Gnade haben, ihn zu einem Cavalier zu bilden; ich werde ihn zu einem Krieger bilden, und

*) Thiébault. Vol. III. pag. 195 folgd.

dann werden wir an ihm einen Edelmann haben, wie es deren Wenige giebt.

Und der König, indem er die Tafel aufhob und seinen Sitz verließ, legte einen Moment seine Hand auf Trend's Schulter.

Lang genug ist Er, sagte der König lächelnd, das hat Er der Natur zu danken. Strebe Er nun darnach, daß Er nicht blos lang, sondern auch groß werde, das wird Er sich selber zu danken haben.

Er nickte dem jungen Officier noch einmal freundlich zu und wandte sich dann ab, um der Königin Mutter den Arm zu reichen, und sie in den anstößenden Saal zu führen, wo jetzt der Tanz begann, während die Damen sich in die Garderoben zurückzogen, um ihre Toiletten zu den nun beginnenden Quadrillen zu machen.

IV.

In der Fensterische.

Es war ein ungeheueres Gewühl, welches jetzt in den Tanzsälen entstand. Jeder drängte dorthin, Jeder wollte diesen Quadrillen zuschauen, in denen die Prinzessinnen, die schönsten Damen des Hofes, und die schönsten und reichsten Cavaliere tanzten. Jeder wollte die Pracht dieser malerischen Costüme, die Grazie und Anmuth der Damen, die kecke Sicherheit und Gewandtheit der Cavaliere sehen und bewundern, und diese schönen neuen Tanzmelodien hören, von denen,

wie man wußte, einige von dem König selber compo-
nirt worden.

Die erste Quadrille, in welcher die Prinzessinnen
tanzten, war jetzt unter dem lauten, von keiner Etikette
zurückzuhaltenden Beifall der Menge beendet, und un-
ter dem Schall der Pauken und Trompeten traten die
Tänzerinnen und Tänzer der zweiten Quadrille in den
Saal.

Prinzessin Amalie hatte sich aus dem bunten Ge-
wühl in eine Fensternische zurückgezogen. Sie fühlte
sich erschöpft, abgespannt von dem Tanz, von den vie-
len Aufregungen des Tages. Sie bedurfte eines Mo-
ments der Ruhe, der Erholung und des Nachsinnens.
Sie zog die schweren seidenen Vorhänge zusammen,
und setzte sich hochathmend auf das kleine gestickte Ta-
bouret, das in der Fensternische hinter der verhüllten
Gardine stand.

Wie wohl that ihr diese Abgeschiedenheit und Stille
vom bewegten Leben, dem rauschenden Feste so nahe,
wie süß ließ es sich träumen bei dem Klang der Mu-
sik, dem Geräusch der plaudernden, lachenden, tanzen-
den, auf und abgehenden Menge!

Prinzessin Amalie lehnte ihr Haupt zurück und
schloß die Augen, nicht um zu schlafen, sondern, wie
gesagt, um zu träumen.

Sie dachte daran, daß ihre Schwester eine Königs-
krone auf ihre Stirn setzen, und für diese Krone sich
verkaufen wolle an einen Mann, den sie niemals ge-
sehen, von dem sie nichts weiter wußte, als daß er
der Erbe eines Thrones sei. Sie schauderte bei dem
Gedanken, daß ihre Schwester diesem Manne, welchen
sie nicht kannte, ihre Religion zum Opfer dargebracht,
und vor Gottes Altar gelobt hatte, ihn zu lieben und
ihm treu zu sein. In der Reinheit und Unschuld ih-

res jungen Mädchenherzens nannte sie das ein Verbrechen, ein Sacrilegium gegen die Liebe, die Treue und die Religion selber.

Ich werde das niemals thun! flüsterte sie leise in sich hinein. Ich werde mich niemals verkaufen, nur meinem Herzen will ich folgen, nur dem Manne will ich angehören, den ich liebe.

Wie sie das sagte, überzog eine Purpurgluth ihre Wangen, und sie schlug plötzlich die Augen groß und voll auf, als hoffe sie den Mann ihrer Liebe vor sich zu sehen, um ihm mit ihren leuchtenden Blicken wiederholen zu können, was eben ihre Lippen geflüstert hatten.

Nein, ganz gewiß, ich werde mich niemals ohne Liebe vermählen, flüsterte sie weiter, strahlend von Trotz und kühnem Jugendmuth. Und da ich liebe, und da man im Leben doch nur einmal lieben kann, so werde ich mich niemals vermählen, es müßte denn sein —

Sie stockte und neigte mit einem süßen Lächeln ihr Haupt auf ihre Brust. Ihre Lippen scheuten sich, auszusprechen, was ihr Herz träumte und hoffte, diesen Gedanken Worte zu geben, die wie glühende Lava in ihrer Brust kochten, und alle ihre Ueberlegung, ihre Besonnenheit mit vernichtenden Feuerströmen überflutheten. Sie dachte, daß ihre Liebe vielleicht im Stande sein möchte, das Herz des Königs zu rühren, daß er vielleicht in der Großmuth und Güte seiner Seele ihr erlauben könne, glücklich zu sein, und eine Krone, nicht von Gold, sondern nur von Myrthen auf ihr Haupt zu setzen. Sie wiederholte sich im Geist alle diese wohlwollenden freundlichen Worte, welche der König heute an ihren jungen Geliebten gerichtet hatte, sie sah noch einmal diese wundervollen Augen des Königs mit

dem vollen Ausdruck der zärtlichen, fast bewundernden Theilnahme auf der herrlichen Gestalt Trend's ruhen, und mit einem beseligten Lächeln flüsterte sie: Der König selber findet ihn schön und liebenswerth; er wird sich also nicht wundern können, wenn seine Schwester seine Neigung mit ihm theilt, er wird es natürlich finden, daß ich ihn liebe, daß —

Ein donnernder Beifallsturm in dem Saal unterbrach sie in ihrem Sinnen. Sie schob leise die Gardine ein wenig zurück und schaute hinein in diesen geschmückten, duftenden, von Musik wiederhallenden Saal, unter dessen Kronleuchtern von vergoldetem Bergkristall die geputzte, von Brillanten, Blumen und goldgewirkten Gewändern strahlende Menge wie ein im Sonnenschein funkelndes Meer aufundniederwogte.

Die zweite Quadrille war beendet, und der Beifallsturm war der Lohn der Tänzer und Tänzerinnen, welche sich jetzt hier und dort athemlos und keuchend auf die Tabourets niedergelassen hatten, um sich auszuruhen von ihrer Anstrengung.

Prinzessin Amalie sah nicht allein, sie hörte auch; sie hörte das Gespräch dieser beiden Damen, welche dicht vor der Gardine standen, hinter welcher die Prinzessin verborgen war. Sie hörte, daß sie von Friedrich von Trend sprachen, sie hörte, daß sie ihn den schönsten der anwesenden Cavaliere nannten, und ganz entzückt von seiner herrlichen Athletengestalt, von seinem feurigen Auge sprachen.

Er hat die Gestalt eines Hercules und das Antlitz eines Ganymed, sagte die Eine.

Ich glaube, daß er schön ist wie der Apoll von Belvedere, sagte die Andere, und dabei ist sein Gesicht noch so voll Unschuld und Reinheit. Ah, wie

beneide ich die Frau, welche seine erste Liebe sein wird.

Sie meinen also, daß er noch niemals geliebt hat?

Ich bin dessen ganz gewiß. Sein Herzensfeuer ruht noch unter den Schleiern seiner Jugend, und er versteht es noch nicht einmal, wenn man ihn anlächelt, und ihm einen zärtlichen, verheißungsvollen Blick zuwirft.

Haben Sie das versucht?

Ich hab's versucht, und ich gestehe Ihnen, daß es vergeblich gewesen ist. Aber ich gebe ihn deshalb noch nicht auf, und ich werde meine Versuche so lange erneuern bis —

Die Damen entfernten sich im leise fortgeführten Gespräch. Prinzessin Amalie konnte nichts weiter hören, aber sie kannte die Stimmen dieser beiden Damen sehr wohl, sie wußte, daß es Frau von Brandt gewesen und die junge Luise von Kleist, die Schönste der Schönen, wie der König selber sie noch gestern genannt!

Und Luise von Kleist, die Schönste der Schönen, die unwiderstehliche Coquette, die von Anbetern und Bewunderern stets umdrängte Frau, Luise von Kleist, hatte ihrer Freundin gestanden, daß ihre zärtlichen auf Trennung gerichteten Blicke vergeblich gewesen, daß sie sich vergeblich bemüht, das Eis seines Herzens zu schmelzen.

Aber sie will ihre Bemühungen fortsetzen, flüsterte Amalie, deren Herz jetzt erbehte unter den ersten Krallengriffen der Eifersucht. Oh, ich kenne Luise von Schwerin, sie wird ihn so lange verfolgen, so lange mit ihren Liebesblicken, ihren kecken Herausforderungen, ihrem zärtlichen Schmachten belagern, bis er sie

liebt, bis er anbetend zu ihren Füßen liegt! — Aber nein, nein, ich werde das nicht dulden, ich nicht. Sie soll mir nicht das einzige Glück, den einzigen goldenen Traum meines Lebens entreißen. Er gehört mir, er ist mein durch seine Liebe, die er mir mit tausend heiligen Eiden geschworen hat. Ich bin seine erste Liebe, ich bin dieses glückselige Weib, welches er liebt, und welches die schöne, die strahlende Luise von Schwerin beneidet um ihr Glück. Er ist mein, und mein soll er bleiben, der ganzen Welt zum Trotz will ich ihn lieben und mich ihm zu Eigen geben!

Und wie sie jetzt ihre flammenden, trotzigen Blicke wieder durch die kleine Oeffnung der Gardine in den Saal gleiten ließ, schauerte sie zusammen in süßem, freudigem Schreck.

Dicht vor ihr, gerade an der Stelle, wo kurz zuvor die beiden Damen gestanden, da stand Er jetzt, Er, der Apoll der Frau von Kleist, der herculische Ganymed der Frau von Brandt, Er, Friedrich von Trend, der Geliebte der Prinzessin Amalie!

Er stand still und unbeweglich da, und schaute mit verschränkten Armen in das bunte Gewühl der Masken hinein. Vielleicht suchte er sie, vielleicht war er traurig und kummervoll, daß Amalie sich seinen Blicken ganz entzogen, ihm ganz unsichtbar geworden sei.

Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme, welche flüsterte: Sehen Sie Sich nicht um, bleiben Sie stehen, wie bisher. Aber wenn Sie mich hören und mich verstehen, so neigen Sie leise bejahend Ihr Haupt.

Friedrich von Trend neigte sein Haupt; aber Prinzessin Amalie konnte nicht sehen, welch ein Ausdruck des Entzückens plötzlich auf seinem Antlitz leuchtete,

sie konnte nicht fühlen, wie sein Herz stürmisch hämmerte und klopfte, und ihm den Athem beklemmte.

Wissen Sie, wer es ist, der mit Ihnen spricht, erkennen Sie mich, so neigen Sie wieder Ihr Haupt! flüsterte die Stimme.

Eben rauschte die Musik höher auf, die aufundabwalzenden Paare der Tänzer übertönten sie fast mit dem Geräusch ihrer Füße, dazu das Sprechen und das Durcheinander von mehr als fünfhundert Personen, das Alles bot dem Gespräch der beiden Liebenden hinreichende Sicherheit dar.

Friedrich von Trend begnügte sich nicht, nur wieder mit dem Haupte zu winken, er neigte sich seitwärts und sagte halblaut: ich erkenne die Stimme eines Engels sehr wohl, und ich würde auf meine Kniee fallen und anbeten, wenn es meinem Engel selber nicht Gefahr brächte und ihn von mir verscheuchte!

Still, sprechen Sie nicht mehr, flüsterte die Stimme, und Trend hörte an ihrem Zittern und Keuchen, daß das Mädchen, welcher sie angehörte, all' diese Gluth, diese Aufregung, diese Leidenschaft empfand, welche sein eigenes Wesen wie mit Feuerströmen durchtobte und wie mit Orgelsängen vor seinen Ohren brauste.

Sprechen Sie nicht mehr, aber hören Sie! flüsterte die Stimme wieder. Uebermorgen reist Prinzessin Ulrike ab; alsdann begiebt sich der König nach Potsdam und Sie werden ihn ohne Zweifel begleiten. Haben Sie ein schnelles Pferd, das den Weg von Potsdam nach Berlin auch bei Nacht zu finden weiß?

Ich habe ein schnelles Pferd, und für mich und mein Pferd giebt es keine Nacht!

In der vierten Nacht von heute an werden Sie das Fenster, welches Sie kennen, offen finden, und die Thür, welche zu der kleinen Treppe führt, wird

nur angelehnt sein. Kommen Sie um elf Uhr Abends, und man wird Ihnen einen Ersatz geben für die Schärpe, welche Sie heute Abend verloren haben! Still, kein Wort mehr! Sehen Sie Sich nicht um, gehen Sie unbefangen weiter, wenden Sie auch nicht ein einziges Mal das Haupt rückwärts! Leben Sie wohl! In vier Tagen, um elf Uhr! Gehen Sie!

Ah, ich werde ihm einen Harnisch anlegen müssen, damit er unverwundbar ist, flüsterte Amalie, als er gegangen war, und sie ganz zitternd und keuchend, ganz erschöpft vor innerer Aufregung wieder auf das Tabouret zurücksank. Die schöne Kleist soll mir meinen Geliebten nicht entführen. Er liebt mich, mich allein, und jetzt soll er nicht mehr klagen, daß ich grausam bin. Ich darf nicht grausam sein, ihn nicht unglücklich machen, denn sonst würde sie versuchen, ihn zu trösten, und ich will nicht, daß er etwas Anderes liebt, als mich allein. Wenn sie es wagt, ihn noch länger zu verfolgen mit ihren Liebesblicken, so werde ich sie ermorden! Das ist Alles!

V.

Ein König, welcher schüchtern ist.

Der König legte die Flöte fort, und ging unruhig und mißgelaunt in seinem Kabinet auf und ab. Eine Wolke stand auf seiner Stirn, er hatte vergeblich versucht, sie zu vertreiben, indem er zu seiner Freundin,

der Flöte, seine Zuflucht nahm. Selbst den sanften Melodien, welche er der Flöte zu entlocken verstand, wollte sie nicht weichen, denn sie war nicht blos auf seiner Stirn, sondern auch in seinem Herzen, und machte ihn trübe und traurig.

Vielleicht war es der Schmerz um die Trennung von seiner Schwester, welcher das Antlitz des Königs so umdüsterte, und ihn sogar unfähig machte, die Flöte zu blasen. Am gestrigen Abend war Prinzessin Ulrike abgereist, nachdem sie noch zuvor im Opernhause, wo man die Oper *Modelinde* gab, gewissermaßen von den Berlinern Abschied genommen, indem sie sich ihnen zum letzten Male auf einige Stunden zeigte. Während da drinnen auf der Bühne die Sänger ihre schönsten Melodien sangen, die ganze Kunst ihres Gesanges entfalteten, standen draußen vor dem Opernhause schon die Reisewagen bereit; denn der König, welcher es gern vermied, sein allzuweiches Herz aufzuregen und zu rühren, hatte befohlen, daß die Prinzessin gleich nach der Oper in den bereitstehenden Reisewagen stiege, und ohne Abschied von dannen führe. Das Publikum wußte das, und nahm wenigstens mit seinen Blicken, mit der Theilnahmslosigkeit, die es der Bühne bewies, um seine Theilnahme ganz der königlichen Loge zuzuwenden, Abschied von der Prinzessin, welche heute zum letzten Mal im Glanze ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihrer stolzen königlichen Haltung vor ihnen erschien. Es herrschte daher eine ungewohnte Stille in dem großen Hause, eine Stille, die selbst während des Zwischenactes anhielt; Jedermann blickte empor zu der Loge, wo die Prinzessin inmitten der beiden Königinnen saß. Jedermann sah daher, wie plötzlich die Logenthür hastig geöffnet

wurde, und der junge Prinz Ferdinand mit ausgebreiteten Armen zu seiner Schwester hineilte.

Meine liebe, liebe Ulrike, rief der Prinz mit schmerzlichem Schluchzen, so muß es denn sein! So soll ich Dich niemals wiedersehen!

Und mit kindlichem Ungestüm seine Schwester umarmend, lehnte er das Haupt an ihre Schulter und weinte und schluchzte laut.

Prinzessin Ulrike, nicht mehr im Stande, ihre lange bekämpfte Rührung zu verbergen, vermischte ihre Thränen mit denen ihres Bruders, und ihn sanft in den Hintergrund der Loge zurückziehend, flüsterte sie ihm weinend und zitternd Worte der Zärtlichkeit, der Bitte, sie nicht zu vergessen, des Versprechens, ihn immer zu lieben, in's Ohr. Neben ihr stand die Königin Mutter; auch sie hatte auf einen Moment vergessen, daß sie eine Königin sei, und sich nur erinnert, daß sie eine Mutter war, im Begriff, ihr Kind auf immer zu verlieren. Sie hatte daher nicht einmal den Gedanken gehabt an das Unziemliche und Etiquettewidrige dieser Scene sie sah nur ihre beiden Kinder, welche sich weinend umschlungen hielten, und sie weinte mit ihnen. *)

Das Publikum sah das Alles, und niemals hatte das huldvollste Lächeln, die freundlichste Begrüßung der Königin so sehr die Herzen gewonnen, wie es jetzt die Thränen der Mutter thaten. Jede Mutter fühlte mit dieser Frau, welche, obwohl eine Königin, doch die Schmerzen einer zärtlichen Mutter empfand, jedes Mädchen fühlte mit diesem Mädchen, welches, obwohl im Begriff, einer glänzenden Zukunft als Fürstin ent-

*) L. Schneider. Geschichte der Oper und des königlichen Opernhauses zu Berlin pag. 20.

gegenzugesen, doch die glückliche Vergangenheit, die geliebte Heimath mit heißen Thränen beweinte. Und da die Männer ihre Weiber und Schwestern weinen sahen, da sie gewahrten, daß selbst ein Prinz seiner Thränen sich nicht schämte, weinten auch sie, aus Sympathie, aus Rührung, aus Liebe zu dem Königshause. Der Zwischenact, sonst so heiter und geräuschvoll, so von Plaudern und Lachen belebt, ging dies Mal unter stillem Weinen und mühsam unterdrücktem Schluchzen zu Ende, und als dann wieder die Oper begann, hatte Niemand Aug' und Ohr für die Bühne, selbst der gefeierte Sänger Salimbeni ließ unapplaudirt seine herrlichsten Töne erschallen, selbst die Barberina tanzte, ohne daß das Publikum, wie es doch an diesem Abend gedurst hätte, ihr zujuchzte und ihr die gewohnten Spenden des Beifalls darbrachte. —

War es vielleicht die Erinnerung an dieses rührende Intermezzo des gestrigen Abends, welche den König so bewegte? Trauerte sein Herz um die geliebte Schwester, welche ihn jetzt für immer verlassen hatte? Vielleicht wußte der König es selber nicht, oder vielleicht wollte er es nicht wissen, was ihn so bewegte, ihn so ruhelos und genußlos umhertrieb.

Nachdem er seine Flöte bei Seite gelegt, nahm er den Livius zur Hand, welcher immer auf seinem Schreibtisch lag, und versuchte einige Kapitel zu lesen. Aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, und seine Gedanken schweiften weit ab von dem alten römischen Geschichtsschreiber.

Mißmuthig warf der König das Buch bei Seite, und ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, wieder auf und ab.

Ach, ach, ich wollte, daß es heute zur Schlacht ginge, murmelte er leise in sich hinein, heute würde

ich sicherlich Sieger sein, denn ich bin ganz in jener verzweifelten, todesmuthigen Stimmung, welcher das Schlachtengebrüll ein willkommener Gesang und das Blutvergießen ein erleichternder Aderlaß ist. Und was ist es denn, was so auf einmal einen Schleier über meinen Geist gezogen hat, welche geheimnißvolle, räthselhafte Macht hat ihre Hand über mich ausgestreckt, und hält mich gefangen in diesen Banden, die ich nicht zu zerreißen vermag, weil ich sie nicht sehen und nicht fühlen kann! Nein, nein, ich will Herr sein meiner selbst, ich will nicht träumen und seufzen! Ich will leben, arbeiten und wenigstens ein treuer König sein, wenn ich doch kein glücklicher und froher Mann sein kann!

Er zog hastig die Klingel und befahl dem eintretenden Kammerdiener, die Kabinetsräthe eintreten zu lassen und die Minister zu einem Conseil zusammenzurufen.

Ich werde arbeiten und alles Andere vergessen, sagte der König mit einem sanften Lächeln, und er begab sich in sein Arbeitszimmer, um die Vorträge seiner Rätthe und seiner Minister entgegenzunehmen.

Aber dies Mal hatte der König sich getäuscht; selbst die Arbeit verscheuchte die Wolke nicht von seiner Stirn. Sie stand noch darauf, als er in sein Cabinet zurückkehrte, sie war vielleicht sogar noch dunkler geworden.

Ich will ein Ende machen, sagte der König plötzlich, nachdem er wieder lange gedankenvoll auf und abgegangen war. Ja, gewiß, ich will ein Ende machen! Da ich glücklicher Weise nicht Odysseus bin, so sehe ich nicht ein, warum ich mir die Augen verbinden und die Ohren mit Wachs verstopfen soll, um die bezaubernde Sirene nicht zu sehen und ihren verlocken-

den Gesang nicht zu hören. Ist es in dieser armseligen, nüchternen Welt nicht ein Glück, einmal einer Sirene zu begegnen, ihrem Zauber zu unterliegen, und sich bei ihr eine Viertelstunde der Seligkeit zu erträumen? Und wenn denn jetzt alle Menschen wahnsinnig oder närrisch sind, warum denn sollte ich allein vernünftig bleiben! Komme also über mich, göttlicher Wahnsinn, betäube meine Sinne und umneble meinen Geist! Möge das Alter weise sein und gelassen, ich bin noch jung, warum sollte ich nicht auf eine Viertelstunde ein Thor sein, und meiner elenden Herrlichkeit vergessen können?

Er rief seinen Kammerlakaien und befahl, sofort den Generallieutenant von Rothenburg herzubeschneiden, dann nahm er wieder seine Flöte und begann auf- und abwandelnd zu spielen. Allmählig, während er spielte, erhellten sich seine Züge, und sein Auge glänzte wieder im Feuer edler Begeisterung. Jetzt war er wieder der siegreiche Held, der machtvolle König, der denkende, edle und gemüthvolle Mensch.

Als der General von Rothenburg zu ihm eintrat, nickte der König ihm zu, und spielte ruhig das Adagio zu Ende, dann legte er die Flöte bei Seite und reichte dem Freunde seine beiden Hände dar.

Du mußt heute mein Pylades sein, mein Freund, sagte der König, und mich befreien von diesen Erinnyen der Langenweile, welche heute das Herz und den Kopf Deines armen Drestes heimsuchen und umlauern.

Ich will Alles das sein, was Euer Majestät mir erlaubt und befiehlt zu sein, sagte der General lächelnd. Nur wage ich zu bemerken, daß die Königin Mutter wenig zufrieden damit sein möchte, zu hören, daß Euer Majestät sich dem Drestes vergleicht.

Ah, Du meinst wegen Klytemnestra's treulofer

Liebesgeschichte, mit der freilich meine erhabene und tugendhafte Mutter keine Aehnlichkeit hat? Sei es drum, mein Vergleich hinkt ein wenig, aber meine Langeweile ist so ächt, wie meine Freundschaft zu Dir.

Eure Majestät langweilen sich? fragte Rothenburg. Ich kenne diese Art Langeweile an meinem König, und ich habe bemerkt, daß sie bei Ihnen immer nur dann eintritt, wenn Sie am Vorabend einer großen That stehen, und die Nacht, welche dem Tage des Sieges vorausgeht, Ihnen zu lang scheint. Wenn Eure Majestät sagen, daß Sie sich langweilen, so schließe ich daraus, daß wir bald wieder einen Krieg haben und den neuen Siegen unsers Königs zu erzählen haben werden.

Der König lächelte. Vielleicht magst Du Recht haben. Ich liebe den Krieg nicht, aber er ist ein nothwendiges Uebel, und wenn denn meine Muhme Theresia durchaus nur durch einen abermaligen Aderlaß von ihrer Krankheit des Stolzes und des Uebermuthes befreit werden kann, nun so werde ich der Arzt sein, der ihr noch einmal eine Ader schlägt. Das Bündniß mit Frankreich ist geschlossen, Karl der Siebente zieht zur Kaiserkrönung gen Frankfurt, der französische Gesandte Belle-Isle begleitet ihn dorthin, und meine Armee steht kampfgelüftet, bereit, den Kaiser zu schützen gegen Oesterreichs Uebermuth. Wir werden Krieg haben, Freund, und da sich Sieg auf Krieg reimt, so hoffe ich, werden wir auch bald von Sieg zu erzählen wissen, sei's auch nur, um es unsern Poeten leicht zu machen, unsere Thaten zu besingen und den glücklichsten Reim auf Krieg gleich bei der Hand zu haben. In einigen Wochen spätestens brechen wir auf. Oh, Freund, wenn es zur Schlacht geht, fühle ich, daß ich noch jung bin und daß mein Herz noch nicht in mei-

ner Brust versteinert ist. Es klopf und hämmert dann so stark, als wollte es die Mauern meiner Brust zersprengen.

Das Herz meines Königs wird immer jung bleiben, rief der General, denn es wird immer vertrauensvoll und gut sein.

Friedrich schüttelte leise das Haupt. Glaube das nicht, mein Freund, sagte er sinnend. Die Hände, welche viel arbeiten müssen, bekommen Schwielen und werden hart und unempfindlich; so ist es auch mit den Herzen! Das meine hat viel gearbeitet, sich viel geplagt, es wird auch zuletzt hart und unempfindlich werden. Dann, wenn es so ist, werden die Menschen mich verdammen, und vergessen, daß sie es sind, welche mich so gemacht haben, dann werden sie nur von meiner Härtherzigkeit sprechen, und nichts sagen von den Schmerzen und Enttäuschungen, welche allgemach mein Herz versteinert haben! Aber was liegt daran. Mögen diese thörichten zweibeinigen Thierchen, welche sich so stolz die Ebenbilder Gottes nennen, über mich sagen und sprechen, wie es ihnen beliebt. Sie werden mir doch mein Theilchen Ruhm und mein Theilchen Unsterblichkeit nicht nehmen können, und wer das besitzt, der hat seinen Lohn dahin, und darf sich niemals beklagen. Freilich sind auch Herostatus und Schinderhannes berühmte Leute geworden, und Eulenspiegel ist beim Volke mehr gekannt und geliebt, als Sokrates.

Daraus folgt also, daß selbst die Weisheit sich die Mühe geben muß, sich populair zu machen, sagte General Rothenburg. Der wahre Ruhm wird nur erworben durch Popularität. Alexander der Große und Cäsar waren sehr populaire Leute, und darum war auch ihr Name im Munde des Volks und erbte

sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, als ein theures Vermächtniß an Liebe, das jeder Vater seinem Sohn hinterließ. So wird es auch mit König Friedrich dem Zweiten sein. Er versteht es, nicht bloß der König und der Held, sondern auch der Mann des Volkes zu sein, und darum wird nicht bloß sein Ruhm von der Muse in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben werden, sondern jeder Mann aus dem Volke wird ihn auf die leeren weißen Blätter in seiner Bibel aufschreiben, da werden seine Enkel und Urenkel es lesen, und aus diesen Aufzeichnungen werden die Geschichtsforscher späterer Jahrhunderte das Zeitalter des großen Friedrich ergänzen und die ehernen Geschichtstafeln überstrahlen und ausfüllen.

Möge es so sein, sagte der König ernst und feierlich. Du weißt es, Freund, ich bin ehrgeizig, und ich glaube, der Ehrgeiz ist von allen Leidenschaften diejenige, welche am längsten andauert und deren brennender Durst niemals gelöscht wird. Als Kronprinz war es für mich ein demüthigendes, entsetzliches Gefühl, zu wissen, daß alle anscheinende Liebe, alle Hochachtung und Rücksicht, welche man mir zollte, nicht mir, dem Menschen, sondern nur dem Prinzen, dem Sohn eines Königs, galten. Mit welcher Bewunderung, welcher Vergötterung schaute ich empor zu Voltaire. Er bedurfte keiner Titel und keiner hohen Geburt, um beachtet, verehrt, beneidet und von der ganzen Welt vergöttert zu werden. Ich aber mußte Titel, Rang, Vornehmheit, glänzende Revenüen, einen fürstlichen Stammbaum haben, um die Blicke der Menschen auf mich lenken zu können. Ach, wie oft, wie oft erinnerte ich mich damals an die Geschichte von jenem großen Fürsten, der, als er von seinen Feinden umzingelt und im Begriff stand sich ihnen zu

ergeben, nur sah, daß seine Diener und Freunde ihn weinend und mit verzweiflungsvollem Schmerz umringten. Er lächelte ihnen zu und sagte nur diese wenigen bedeutungsreichen Worte: „Ich fühle es an Euren Thränen, daß ich noch immer König bin.“*) — Jenem König einst zu gleichen und meinen Ruhm mir selbst und nicht dem Königsmantel zu schulden, das schwur ich damals mit heiligen Eiden! Ich habe bis heute erst einen kleinen Theil von meinem Schwur erfüllt! Aber ich hoffe, meine Muhme Theresia und die russische Kaiserin werden mir schon die Mittel gewähren, mein Gelübde besser zu erfüllen. Der Mensch hat an seinen Feinden immer doch seine besten Freunde, sie nützen und fördern ihn.

Wenn das wahr ist, Sire, so verdammen Sie damit uns Alle, die wir die treuesten, ergebensten, begeistertsten Freunde unsers erhabenen Königs sind.

Ihr nützt mir auch, sagte der König mit einem sanften Lächeln. Du, zum Beispiel, nützt mir mit Deinem frischen lieben Gesicht, so oft ich's sehe. Du erhältst mein Herz jung und lehrst mich immer wieder das Lachen, welches ich bei den andern langweiligen, verständigen, heuchlerischen Menschen sonst gewiß verlernen würde. Ich lache nirgends so heiter und so gern, als bei Dir, als an Deinem Tische, wo es mir vergönnt ist, mein Königthum abzustreifen und Euresgleichen zu sein. Ich freue mich also auf heute Abend, wie ein junges Mädchen auf ihren ersten Ball, denn heute Abend bin ich, wie mich dünkt, bei dem Herrn General von Rothenburg zum petit souper eingeladen.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. VIII. pag. 342.

Euere Majestät hatten die Gnade mir zu versprechen, daß Sie kommen wollten.

Und weißt Du, Freund, ich glaube wahrhaftig, daß mir heute die Stunden so träge und öde hinschleichen, weil ich die Zeit des Festes bei Dir nicht erwarten kann. Nun sage mir, wen werden wir weiter haben, wer wird Theil nehmen an unserm heutigen Götterfeste?

Die Personen, welche Euere Majestät selbst bestimmte. Chazot wird kommen und Algarotti, Jordan und Bielsfeld.

Ich war's, der die Personen bestimmte? fragte der König gedankenvoll. Dann wundert's mich, daß —

Er brach ab und ging schweigend und zur Erde blickend auf und ab.

Was wundert Euere Majestät? fragte der General.

Daß ich Dich noch nicht gebeten habe, mir heute Abend Rheinwein vorzusetzen, sagte der König mit einem leisen Lächeln.

Rheinwein? Euere Majestät pflegten sonst zu sagen, der Rheinwein sei ein verderbliches Gift, das den Menschen langsam morde.

Das ist er auch, aber was willst Du, Freund, es giebt viele Dinge, welche giftig sind, und die uns deshalb nur um so mehr reizen. Auch mit den Weibern ist es so! Man thut wohl, sich ihnen fern zu halten, weil sie unsere Vernunft vergiften und unser Herz krank machen, aber doch thut man's nicht, doch sehnt man sich immer nach ihnen, denn das Gift, das sie uns spenden, schmeckt so süß.

Nun, auch darin ist Euere Majestät weiser, als alle übrigen Menschenkinder, denn Sie allein haben

die Kraft, den Frauen zu widerstehen und ihren Umgang zu vermeiden.

Wer weiß, ob das nicht bloße Feigheit ist, sagte der König, indem er an's Fenster trat und mit seinen weißen schlanken Fingern an die Scheiben trommelte. Ich nannte auch den Rheinwein Gift, weil er mir zu stark war, und doch finde ich jetzt, daß er allein Wein zu nennen ist, weil er allein Blume hat.

Er schwieg und trommelte seinen Parademarsch auf dem Fenster weiter.

Der General sah gedankenvoll und erstaunt zu ihm hinüber. Plötzlich erhellten sich seine Züge und ein halb unterdrücktes schlaues Lächeln umspielte seine feinen Lippen.

Nun möchte ich mir erlauben, an die Worte meines Königs einige Schlußworte anzuhängen, sagte er, die ungefähr so aussehen, wie die Moral am Schlusse einer Fabel. Euer Majestät sagen, der Rheinwein allein sei Wein zu nennen, weil er allein Blume hat, so möchte ich die Gesellschaft allein eine Gesellschaft nennen, bei der Frauen gegenwärtig sind. Die Frauen sind die Blume der Gesellschaft. Wollen Sie die Gnade haben, mir beizustimmen, Sire?

Wenn ich das thäte, so hieße das ja so viel, als Dich auffordern, uns heute Abend einige Frauen einzuladen, sagte der König, immer noch am Fenster stehend.

Und mit welchem Entzücken würde ich dieser Aufforderung nachkommen, sagte der General. Nur daß es sehr schwer halten wird, einige Damen zu überreden, zu einem Junggesellen, wie ich es bin, zu kommen.

Ah bah, ich habe mich entschlossen, im nächsten Winter öfter kleine Soupers zu geben und mir eine

Confidenztafel einzurichten, bei welcher auch Frauen gegenwärtig sein sollen.

Euere Majestät sind indessen auch verheirathet.

Sie kämen, auch wenn ich nicht, wie Du sagst, verheirathet wäre. Die Gräfin Camas, die Frau von Brandt, die Kleist und die Morien, das Alles sind viel zu geistreiche Weiber, um sich nicht über das Vorurtheil hinweg zu setzen.

Euere Majestät befehlen also, daß ich diese einlade? fragte der General mit einem lauernden Blick und einem halben Lächeln. Ohne Zweifel werden sie kommen, wenn ich ihnen sage, daß Euere Majestät es befehlen. Soll ich sie also einladen?

Der König zögerte ein wenig mit seiner Antwort. Vielleicht möchten sie doch nicht gern kommen, sagte er dann. Du bist unverheirathet, und da sie verheirathet sind, fürchten sie vielleicht ihre Männer.

Wir müßten also Damen wählen, welche unverheirathet sind, sagte Rothenburg, dessen Gesicht jetzt strahlte vor Vergnügen. Nun wüßte ich aber keine unverheirathete Dame der höheren Gesellschaft, welche die Aufklärung und Geistesfreiheit so weit treiben möchte, um sich in eine Männergesellschaft zu wagen.

Muß man denn immer nur in der höhern Gesellschaft suchen? fragte der König, indem er heftiger seinen Parademarsch auf der Fensterscheibe spielte.

General Rothenburg belauerte ihn mit den glänzenden Augen eines Jägers, welcher das edle Wild in die gestellte Falle laufen sieht.

Wenn Euere Majestät geruhen wollten, sich ein wenig über die Etiquette hinwegzusetzen, sagte er, so hätte ich wohl einen Vorschlag zu machen.

Die Etiquette ist eine Dummheit, welche bei unsern petits soupers nicht die Honneurs zu machen hat; da

präsidirt nur das Plaisir. Mache also immerhin Deinen Vorschlag.

Nun denn, so erlaube ich mir vorzuschlagen, daß wir einige Damen vom Theater einladen. Sind Euere Majestät einverstanden?

Vollkommen. Aber welche Damen? fragte der König, indem er sein Gesicht ganz abwandte.

Das ist die Sache Eurer Majestät, sagte der General, den diese Scene unendlich ergötzte. Sie haben die Namen der Herren bestimmt, möge es Ihnen gefallen, jetzt auch die Damen zu bestimmen.

Gut denn! sagte der König zögernd. Was meinst Du zu der Cochois, der Astrua, der kleinen Petra?

Sire, sie sind mir Alle willkommen, wenn Euere Majestät befehlen, daß ich sie einlade. Nur bitte ich alsdann mir zu gestatten, daß ich auch einen Namen nenne, den Namen einer Frau, welche schöner, geistvoller, liebenswürdiger und reizender ist als alle anderen Primadonnen der Welt, und welche wohl im Stande ist alle Männer, ich nehme die Kaiser und die Könige nicht aus, zu bezaubern und zu ihren Slaven zu machen. Darf ich sie nennen, Sire?

Nenne sie immerhin!

Es ist die Signora Barberina, Sire!

Der König wandte hastig sein Haupt zu ihm hin, und seine großen brennenden Augen ruhten mit einem forschenden Ausdruck auf dem Antlitz des Generals, der diesen Blick mit einem feinen Lächeln ertrug.

Als der König immer noch schwieg, machte der General eine tiefe Verbeugung und sagte feierlich: Ich ersuche Euere Majestät um die Gnade, mir zu erlauben, daß ich die Damen Cochois, Astrua und Petra und auch die Signora Barberina zu unserm kleinen Souper einladen darf.

Vier Primadonnen auf einmal, rief der König lachend. Das ist gefährlich und wir würden vielleicht das interessante Schauspiel haben, zu sehen, wie sie sich alle Viere gegenseitig die Augen austrakten. Nein, nein, um die Kraft einer Sonne ermessen zu können, muß man sie ohne Nebensonnen leuchten lassen. Wir wollen also nur eine Dame leuchten lassen, und da Du der Wirth bist, so hast Du allein das Recht, ihren Namen zu bestimmen. Möge es also die Signora Barberina sein!*)

Eure Majestät gestatten mir also die Barberina einzuladen? fragte Rothenburg, dem König gerade und fest in's Angesicht sehend. Ihre Blicke begegneten sich, der Schimmer eines Erröthens flog über die Wangen des Königs hin, dann brach er plötzlich in ein lautes Lachen aus und legte seine beiden Arme auf des Freundes Schultern, indem er mit einem Ausdruck unendlicher Liebe in sein vor Vergnügen strahlendes Antlitz schaute.

Du bist ein arger Schalk, sagte der König, Du hattest mich von Anfang an errathen und ließest mich wie Absalon am Baumzweig zappeln. Das war sehr grausam, Rothenburg.

Recht grausam, aber wohlverdient, Sire. Denn warum wollten Sie mir nicht selber Ihre Befehle mittheilen, warum sollte ich Sie errathen?

Warum? Mein Gott, es ist zuweilen so bequem, errathen zu werden. Nun also ist es heraus! Du ladest uns heute Abend die schöne Barberina ein. Und höre, Du könntest wohl noch einen Herrn einla-

*) Rödenbeck. Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben pag. 111.

den, einen Künstler, damit sich die Barberina nicht gar so einsam unter uns rohen Barbaren vorkomme.

Welchen Künstler, Sire?

Den Maler Pesne, Freund! Geh' selber zu ihm und lade ihn ein, und sage ihm, er möge auch Bleistift und Papier mitbringen, denn gewiß wird er dem Verlangen nicht widerstehen können, sich eine Skizze von der schönen Nymphe zu entwerfen.

Sire, befehlen Sie ihm das zu thun, und dann aus der Skizze ein lebensgroßes Gemälde zu machen.

Ah, Du wünschest Dir ein Portrait der Barberina?

Ja, Sire, aber nicht um es zu behalten!

Wozu denn?

Um die Freude zu haben, es Euerer Majestät zu schenken.

Und warum das?

Weil ich so eitel bin zu glauben, daß dieses Gemälde dann ein wenig Werth für Sie hätte, sagte Rothenburg mit seinem schlauesten Lächeln. Was liegt Euerer Majestät an einem Portrait der Barberina? Gar nichts, natürlich. Aber wenn dieses Portrait nicht allein ein von Pesne gemaltes Kunstwerk, sondern auch die Liebesgabe eines Freundes ist, dann wette ich, daß es für Euer Majestät Werth erhält und daß Sie vielleicht die Gnade haben, es in einem Ihrer Zimmer aufzuhängen.

Du, Du, sagte der König, indem er seinem Liebling lächelnd mit dem erhobenen Zeigefinger drohte, mir graut vor Dir! Ich glaube, Du belauerst meine innersten Gedanken und machst meine Wünsche zu Deinen Bitten. Aber ich will als ein gutmüthiger Narr Dir auch diese Bitte noch erfüllen. Geh' also hin und lade die Barberina ein, auch den Maler Pesne, und beauftrage ihn zugleich, ein lebensgroßes

Bild der Barberina zu malen. Er soll mir einige Skizzen vorlegen und ich will eine derselben auswählen. *)

Ich danke Euerer Majestät, ich danke! rief der General, und jetzt mögen Euere Majestät die Gnade haben, mich zu entlassen, damit ich eilen kann, meine Einladungen zu machen.

Der König entließ ihn, aber als der General schon auf der Thürschwelle stand, rief er ihn noch einmal zurück.

Du hast so gut meine Gedanken errathen, sagte er, ich will Dir nun zeigen, daß ich auch die Deinen errathen kann. Du denkst, ich sei verliebt!

Verliebt! Ich sollte wagen, das zu denken! rief der General, indem er die Hände faltete und die Augen gen Himmel wandte, wie die Frommen es zu thun pflegen. Verliebt! Und ich sollte ein so unheiliges Wort in Verbindung mit meinem heiligen König bringen!

Der König lachte. Nun, was die Heiligkeit anbelangt, sagte er, so wird mich der heilige Antonius gerade nicht für seinen Bruder erklären. Aber verliebt bin ich doch nicht.

Er trat hastig zu dem Fenster, auf dessen Sims ein japanischer Rosenstock in voller Blüthe stand. Der König pflückte eine dieser vollen glühenden Blüthen, und indem er sie dem General darreichte, sagte er: sieh sie nur an, ist sie nicht bezaubernd schön? Und glaubst Du denn, daß ich dafür kein Herz und kein

*) Das auf Befehl des Königs gemalte lebensgroße Portrait der Barberina befand sich früher in dem Cabinet des Königs, und hängt noch jetzt im königlichen Schlosse zu Berlin, in einem der Säle in der zweiten Etage nach dem Schloßplatz hinaus.

Empfinden habe, weil ich ein König bin? Geh! Ich habe, obwohl ein König, doch die Augen und die Nase eines Menschen, und bin empfänglich für die Schönheit und den Blumenduft!

VII.

Das erste Rendezvous.

Es war eine stille, dunkle Nacht. So dunkel war es in dem Garten von Monbijou, daß auch das schärfste Auge kaum im Stande gewesen wäre, die Gestalten der beiden Männer zu erkennen, die da an den Bäumen hinschlichen; so still war es, daß man, so vorsichtig und leise sie immer gingen, doch das Knistern des Sandes unter ihren Füßen, das Rauschen des Gesträuches, das sie im Vorübergehen mit ihren Kleidern streiften, hören konnte. Aber glücklicher Weise war kein Lauscher da, sie zu beobachten, und unangefochten und ungesehen gelangten die beiden dunklen Gestalten bis zu dem Ausgang der Allee, welche gerade vor dem Rundplatz endete, an dessen gegenüberliegender Seite das kleine Schloß, die Sommerresidenz der Königin Mutter, sich befand.

Hier standen sie einen Augenblick still und ließen ihre forschenden Blicke über dieses stille Gebäude hinschweifen, das sich schweigend und dunkel wie ein großer Sarg vor ihnen erhob.

Kein Licht mehr in den Fenstern der Königin Mutter, flüsterte der Eine. Alles schläft!

Alles schläft! Wir haben also nichts zu fürchten! Lassen Sie uns weiter gehen!

Der, welcher zuletzt gesprochen, machte rasch einige Schritte vorwärts, aber sein Begleiter faßte heftig seinen Arm und hielt ihn zurück.

Sie vergessen, mein junger Heißsporn, daß wir auf das Signal warten müssen, sagte er. Ruhig, ruhig, stampfen Sie nicht so ungeduldig mit dem Fuß, schütteln Sie Sich nicht wie ein junger Löwe. Wer auf Abenteuer ausgeht, muß vor allen Dingen besonnen, vorsichtig, überlegt und kalt sein. Glauben Sie das mir, welcher eine lange Reihe von Erfahrungen hinter sich hat, und was das Genre der Liebesabenteuer betrifft, vielleicht mit dem erhabenen König Karl dem Zweiten von England rivalisiren könnte.

Hier aber ist nicht von einem Liebesabenteuer die Rede, Herr Baron von Pöllnitz, sagte der Angeredete ungeduldig und hastig.

Nicht von einem Liebesabenteuer, Herr Baron von Trend? Und wovon denn, wenn ich fragen darf?

Von einer wirklichen Liebe!

Ah, von einer wirklichen Liebe! wiederholte Pöllnitz mit einem kurzen spöttischen Lächeln. Respect vor dieser wirklichen Liebe, welche mit allem Pathos ihrer Berechtigung und aller Würde ihres göttlichen Ursprungs hier zu dem königlichen Palast schleicht, und ganz demüthig unter den Schatten der Nacht ihr strahlenfunktendes Haupt verbirgt. Mein guter, junger Schwärmer, bedenken Sie doch, daß ich nicht, wie Sie, ein Neuling, sondern ein alter Practikus bin, der jedes Ding bei seinem rechten Namen nennt. Jede Lieb-

schaft ist so lange eine wirkliche Liebe, und jede Liebste ein Engel an Tugend, Schönheit und Sittenreinheit, bis wir der Aventure überdrüssig sind und uns nach einer neuen umsehen.

Sie sind ein unverbesserlicher Gottesleugner, sagte Trenck unwillig. Freilich, wer so oft als Sie seinen Glauben gewechselt hat, der hat gar keine Religion mehr, nicht einmal die Religion der Liebe! Aber sehen Sie, dort drüben zeigt sich ein Licht und das Fenster wird geöffnet. Das ist das Signal!

Ja, Sie haben Recht. Es ist das Signal! Gehen wir! flüsterte Pöllnitz, indem er mit hastigen Schritten dem jungen Officier nacheilte.

Jetzt standen sie Beide vor diesem Fenster des Erdgeschosses, das vorher beleuchtet gewesen und jetzt halb geöffnet war.

Wir sind zur Stelle, sagte Trenck hochathmend. Jetzt, mein lieber Pöllnitz, sage ich Ihnen Lebewohl, denn sicher wird es nicht Ihre Absicht sein, noch weiter mitzugehen. Wenn die Prinzessin Ihnen auftrug, mich heute Abend zum Schlosse zu begleiten, so wollte sie damit eben nur sagen, daß Sie bis zum Schlosse, aber nicht in das Schloß hinein mit mir gehen sollten. Sie werden das begreifen, und da, wie Sie selbst sagen, Sie so reich an Erfahrungen sind, so werden Sie wissen, daß Liebenden nichts Störender ist, als die Gegenwart eines Dritten. Sie sind aber zu liebenswürdig, um jemals störend sein zu wollen. Ich sage Ihnen also Lebewohl!

Und indem er so sprach, war Friedrich von Trenck im Begriff, sich in das Fenster zu schwingen; aber der starke Arm des Ober-Ceremonienmeisters hielt ihn zurück.

Lassen Sie mich zuerst einsteigen, sagte er, und hel-

fen Sie mir ein wenig. Ihre sophistischen Auslegungen der Worte unserer Prinzessin sind ganz nutzlos. Sie sagte zu mir: „Um elf Uhr erwarte ich Sie mit dem Herrn von Trend in meinem Zimmer.“ Das ist ganz deutlich, wie mir scheint, und nun kein Wort weiter! Leihen Sie mir Ihren Arm und helfen Sie mir ein wenig!

Trend leistete ihm seufzend den verlangten Dienst und schwang sich dann selber leicht und gewandt über das Fenstersims in das Zimmer.

Geben Sie mir jetzt Ihre Hand und folgen Sie mir, flüsterte der Ober-Ceremonienmeister. Ich kenne hier jeden Schritt und jeden Tritt, und kann Ihnen von dieser Treppe, vor welcher wir jetzt stehen, jede knarrende Stufe angeben. Ich habe das in früheren Jahren sehr genau und oft ausprobiert, besonders damals, als Peter der Große mit seiner Gemahlin und seinen zwanzig andern Weibern hier wohnte und —

Still, unterbrach ihn Trend. Da sind wir oben! Leise vorwärts nun!

Geben Sie mir die Hand, ich führe Sie!

Vorsichtig schlichen sie auf den Fußspitzen diesen dunklen Corridor entlang zu jener Thüre hin, durch deren Fugen man den hellen Glanz eines Lichtes schimmern sah. Leise, kaum hörbar, klopfen sie an diese Thür. Sie ward sogleich geöffnet; die vertraute Kammerfrau der Prinzessin, welche den beiden Eintretenden mit dem Licht in der Hand entgegentrat, winkte ihnen schweigend zu, ihr zu folgen, und schritt ihnen voran durch mehrere Zimmer. Vor der letzten Thür stehen bleibend, sagte sie mit ernstem, fast feierlichem Ausdruck: Sie stehen jetzt vor dem Boudoir der Prinzessin. Treten Sie ein. Sie werden erwartet!

Dann machte sie den beiden Herren eine tiefe Verbeugung und wandte sich ab.

Mit einer hastigen Bewegung drückte Friedrich von Trenck die Thür auf, diese Thür, welche ihn von seinem ersten Jugendglück, von seiner ersten Liebe trennte. Jetzt stand er in diesem matt erleuchteten Zimmer, das zu betreten er sich so oft mit schmerzlichen Thränen, mit verzweifelnder Hoffnungslosigkeit gesehnt hatte. Sein Herz klopfte so stürmisch, daß es ihm den Athem versetzte, daß er ein Gefühl hatte, als müsse er sterben vor Entzücken, als müsse seine beängstete Brust sich Luft machen in einem Schrei, der vielleicht ebenso sehr der Beklemmung als der Freude angehört hätte.

Da drüben auf jenem Divan, da saß sie! Die von der Decke herabhängende Ampel beleuchtete ihr Angesicht, welches bleich und farblos war. Sie wollte aufstehen, ihm entgegen gehen, aber sie hatte nicht die Kraft dazu; sie konnte ihm nur die Hände entgegen strecken und einige unverständliche Worte murmeln.

Aber Friedrich von Trenck verstand mit seinem Herzen, was sie sagen wollte. Er stürzte zu ihr hin, er bedeckte die ihm dargereichte Hand mit seinen Küssen und mit seinen Thränen, er sank auf seine Kniee nieder und stammelte Worte des Entzückens, des glühenden Dankes, der seligsten Freude, Worte, welche das zitternde Herz der Prinzessin mit Freude erfüllten, dem kalten aufmerkenden Ohr des Ober-Ceremonienmeisters aber vollkommen verwirrt und sinnlos erschienen.

Er hatte sich bescheiden und discret im Hintergrund des Zimmers gehalten, und diesem ersten Sturm des Entzückens mit der lächelnden Ruhe eines Weltweisen zugeschaut. Jetzt aber fand er, daß diese stumme Rolle

eines Eunuchen, zu welcher er verdammt schien, allzu sehr eine demüthigende und lächerliche Seite habe, um noch länger von ihm ertragen zu werden. Er trat daher aus dem Dunkel hervor und näherte sich mit vollkommener Ruhe und Sicherheit der Prinzessin, welche ihn erröthend mit stummem Kopsneigen begrüßte.

Verzeihen Euerer Königliche Hoheit, sagte er, wenn ich es wage, Sie zur Richterin über eine Streitfrage zwischen mir und meinem Freund Trend zu machen. Er wollte mir nämlich durchaus nicht gestatten, ihn weiter als bis zu dem Schlosse zu begleiten, während ich behauptete, von Euerer Hoheit autorisirt zu sein, mit ihm in dieses Heiligthum hier einzudringen. Vielleicht aber bin ich doch im Irrthum gewesen und in meinem Diensteyser zu weit gegangen. Ich bitte daher um die Gnade zu entscheiden, ob ich gehen oder bleiben soll?

Prinzessin Amalie hatte sich jetzt von ihrer Verwirrung, ihrer Unsicherheit vollkommen erholt. Bleiben Sie, sagte sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie dem Baron die Hand darreichte. Da Sie einmal unser Vertrauter sind, wollte ich auch, daß Sie es ganz und ohne Rückhalt wären, und daß Sie Sich überzeugen möchten, daß unsere Liebe, obwohl sie das Dunkel und die Verborgenheit suchen muß, doch nicht das Auge der Menschen, das Auge eines Freundes zu scheuen hat. Und wer weiß, ob wir nicht auch eines Tages Ihres Zeugnisses bedürftig sind, denn ich täusche mich nicht, ich weiß sehr wohl, daß in dieser Nacht mein Genius und mein Dämon um meine Zukunft wirfeln, und daß das Unheil und die Schmach vielleicht schon lauernd ihre Hände nach mir ausstrecken. Aber ich bin entschlossen, mich ihnen nicht ohne Kampf

zu ergeben, und da kann es denn sein Tages Ihres Beistandes bedürftig zu bleiben Sie!

Herr von Pöllnitz verneigte sich stumm, die Prinzessin leuchtender Blick aber richtete sich auf das Antlitz ihres Geliebten, der mit verdüsterten und traurigen Mienen neben ihr stand. Er sagte das wohl, und ein leises Lächeln zeigte sich auf seinen vollen, purpurnen Lippen.

Bleiben Sie, Herr von Pöllnitz, sagte sie, und aber erlauben Sie, zu gehen, und ein wenig hinauszutreten auf den Balcon dort. Es ist eine wundervolle Nacht, und was wir Beide uns zu sagen haben, darf nur der Himmel mit seinen Sternen hören, weil ich glaube, daß nur sie es verstehen können.

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen! flüsterte Trend, die Hand der Prinzessin an seine Lippen drückend.

Eure Königliche Hoheit haben mir also gnädigst erlaubt hierher zu kommen, sagte Herr von Pöllnitz mit einem kläglichen Gesicht, damit ich hier ganz allein mich meinen Gefühlen überlasse und mich ein wenig in die Rolle eines Trappisten einstudire. Ich soll, wenn ich meine Aufgabe recht verstehe, wie der Löwe in dem Märchen, die Pforten des Paradieses bewachen, in welchem mein junger Freund hier seinen ersten Sonnentraum von Menschenglück träumen darf. Gestehen Eure Königliche Hoheit, daß das eine sehr grausame Arbeit ist! Aber ich bin bereit, sie zu übernehmen, und mich als den Engel mit dem flammenden Schwert vor jene Thür dort zu stellen, bereit, Jeden zu tödten, welcher in diesem Paradiese die Rolle einer Schlange übernehmen möchte.

Prinzessin Amalie deutete lächelnd auf den Tisch hin, auf welchem ein aus Früchten, feinem Backwerk

...n Wein bestehendes Nachtmahl servirt

...da ein wenig Zerstreuung, sagte sie,
Sie, davon Gebrauch zu machen. Leben
Herr von Pöllnitz. Wir stellen uns un-
schutz Ihrer Augen! Behüten Sie uns

...ffnete die Thür und trat mit ihrem Gelieb-
...aus auf den Balcon.

Herr von Pöllnitz blickte ihnen mit spöttischem Lächeln nach. Das arme Kind fürchtet sich vor sich selber, sagte er in sich hinein, sie bedarf eines Wächters ihrer Tugend, und daß sie gerade mich dazu erwählt hat, ist eine wundervolle Idee! Ach, ach, es steht wahrlich schon sehr schlimm mit mir! Man macht mich zum Tugendwächter und fürchtet nicht, daß ich Zähne habe, um zu beißen, und Ohren, um zu hören. Ich soll nur sehen, weiter nichts! Aber was soll ich sehen, und was kann ich sehen in dieser dunklen Nacht, welche Gott Amor eigens so verfinstert zu haben scheint, damit unser zärtliches und unschuldiges Taubenpaar dort auf seinem Balcon von Niemand gesehen werde. Eine köstliche, ächt romantische Mädchenidee, dem Geliebten ein Rendezvous zu bewilligen, und zwar unter Gottes freiem Himmel auf einem Balcon von drei Schritt Länge, auf dem sich nicht einmal ein Sitz befindet, um sich ausruhen zu können von den gewaltigen Emotionen einer glühenden Liebeserklärung! Nun, meinethwegen! Ich werde es mir desto bequemer machen, und mich hier auf den Divan setzen, um meine Abendmahlzeit zu halten, während die Beiden da draußen mit den Sternen und den Nachtvögeln um die Wette schwärmen.

Er ließ sich mit einem behaglichen Lächeln auf den

Divan nieder und griff nach dem silbernen Messer und der Gabel, um an dem kalten mit Trüffeln gefüllten Rebhuhn seine Vernichterarbeit zu beginnen.

VIII.

Auf dem Balcon.

Draußen auf dem Balcon standen die Beiden, Arm in Arm verschlungen, blickten sie zu diesem dunklen, von leuchtenden Sternen besäeten Himmel empor, zu tief bewegt, um sprechen zu können, und doch zu einander redend in dieser stummen erhabenen Sprache der Liebenden, die nur von den Herzen und den Engeln verstanden werden kann, deren Worte nur in Seufzern, in Blicken, in Händedrücken, in zärtlichem Anschmiegen bestehen.

In dieser Sprache hatten sie Anfangs mit einander gesprochen, Beide schenend, durch die unheiligere materielle Sprache der von den Lippen tönenden Worte das feierliche und kostbare Zwiegespräch ihrer Seele zu unterbrechen. Aber allmählig stiegen ihre dem Himmel und den Sternen zugewandten Blicke von dort hernieder, um sich selbst einander zu suchen, und in einen andern Himmel und nach zwei andern leuchtenden Sternen zu schauen. Ihre, an die Dunkelheit gewöhnten Augen begegneten sich; Jeder errieth das Erröthen, das freudige Lächeln des Andern, und

Beider Lippen flüsternten zugleich ganz leise ihren Namen.

Das war der Anfang ihres ersten Liebesgespräches, das bald zu leidenschaftlichen und glühenden Bethenerungen seinerseits, zu schamvollen, zitternden Bekenntnissen ihrerseits empornwuchs, und darin ganz genau den Gesprächen aller Millionen Liebenden glich, welche jemals auf unserer alten, ewig jungen Erde sich zusammenfanden. Aber doch war das Verhältniß dieses armen jungen Liebespaares ein nicht gewöhnliches, ein von der allgemeinen Regel abweichendes. Es war eine Liebe, welche niemals auf Glück, niemals auf Dauer rechnen durfte, welche niemals hoffen konnte, am Ende eines langen dornenvollen und traurigen Weges wenigstens eine duftende Dase und einen blühenden Myrtenkranz zu finden, sondern welche gewiß sein konnte, daß je weiter und beharrlicher sie vorwärts ginge, desto weiter und unermesslicher sich die Wüste vor ihr öffnen würde, und daß immer nur ein feuchtes Thränentuch, ein dunkler Trauerflor ihr einziger Schmuck sein werde.

Warum mußte Sie das Schicksal so hoch über mich stellen, daß ich niemals hoffen kann, Sie zu erreichen, und diese lange Stufenleiter hinauf zu klimmen, welche mich von Ihnen trennt, seufzte Trenck, welcher vor der Prinzessin kniete, die auf den kleinen eisernen Armstuhl, das einzige Meuble des Balcons, niedergesunken war.

Sie spielte tändelnd und gedankenvoll mit seinen langen schwarzen Locken; eine Thräne rollte langsam über ihre Wangen nieder, und fiel wie ein brennender Feuertropfen gerade auf seine Stirn. Das war Amaliens einzige Antwort auf seine schmerzvolle Klage.

Trenck fuhr zusammen, griff hastig nach seiner

Stirn, als wolle er die Thräne verwischen, welche der Nachtwind indeß schon getrocknet hatte.

Oh, Amalie, Sie weinen? sagte er schmerzvoll. Sie haben kein Wort des Trostes, der Ermuthigung, der Hoffnung für mich?

Kein Wort, mein Freund! Das macht, ich habe keine Hoffnung und keinen Trost! Ich weiß, daß wir Beide einer trostlosen, öden und sturmzerrissenen Zukunft entgegen gehen, ich weiß, daß diese Nacht, unter deren Schatten wir uns heute zum ersten Male die Hand reichten, ewig dauern, daß für uns niemals die Sonne scheinen wird! Ich weiß, daß in dem Moment, wo unsere Blicke sich zuerst begegneten, mein Schutzengel sich das Antlitz verhüllte und weinend endfloß, ich weiß, daß Sie weiser und besser gethan hätten, dem armen Bettlermädchen auf der Straße Ihr Herz zu schenken, als es hinzugeben an die Schwester eines Königs, an die arme Prinzessin Amalie.

Hören Sie auf, hören Sie auf, seufzte Trenck, noch immer zu ihren Füßen ruhend und das Antlitz an ihre Knie drückend. Ihre Worte treffen mein Herz wie vergiftete Dolche, und doch fühle ich, daß Sie die Wahrheit sagen. Ja, ich war ein Elender, daß ich es wagte, meine Augen bis zu Ihnen zu erheben, ich war ein Gotteslästerer, daß ich, der Ungeweihte, der Unberechtigte, mich eindrangte in den heiligen Tempel Ihres Herzens, auf welchem die Bestaflamme Ihrer unschuldigen und heiteren Gedanken in klarstem Frieden brannte, bis meine heißen und stürmischen Seufzer sie beunruhigten und störten. Aber ich will wieder gut machen! Noch ist es Zeit, noch sind Sie durch keine Gelübde, durch keine Eide an mich gebunden, noch können Sie diese kaum erschlossene Blüthe einer ersten Jugendliebe zu den verwelkten Beilchensträußen

Ihrer Kindererinnerungen legen, mit denen Sie zuweilen in still müßigen Stunden tändeln und spielen, und ihnen ein Lächeln schenken, indem Sie flüstern: „Ihr wart einst doch schön, Ihr habt mich einst doch beglückt! Jetzt ist's vorüber.“ — Ja, Amalie, noch ist es Zeit! Geben Sie mich auf, stoßen Sie mich von sich, rufen Sie Ihre Diener, zeigen Sie mich ihnen als einen Rasenden, einen Verbrecher, der es gewagt, sich bei Ihnen einzuschleichen, weil seine Leidenschaft ihn toll und blind gemacht. Ueberliefern Sie mich dem Gericht, dem Blutgerüst, meinetwegen, nur retten Sie sich vor mir, retten Sie sich vor meiner Liebe, welche so zaghaft, so egoistisch, so hartherzig ist, daß sie nicht den Entschluß fassen kann, sich selber zu verbannen, sich selber den Tod zu geben! Oh, Amalie, stoßen Sie mich von sich, zertreten Sie mich unter Ihren Füßen, ich werde sterben ohne Vorwurf und ohne Klage, ich werde denken, daß mein Tod nothwendig war, um Sie zu erretten von den Schmerzen und Qualen eines langen öden Daseins. Noch können Sie es, denn noch sind Sie nicht Mein, noch habe ich keine Rechte auf Sie! Sie haben die Schwüre meiner Liebe angehört, das ist Alles, Sie haben sie noch nicht erwidert. Sie sind also frei, Sie können mich noch verstoßen, denn er bindet Sie kein Schwur!

Sie streckte langsam und feierlich den Arm zu dem sternbesäeten Himmel empor. Ich liebe Sie, sagte sie ernst, möge Gott mich hören und meinen Schwur annehmen, ich liebe Sie und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen treu sein, daß ich niemals eines andern Mannes Weib sein werde!

Oh, unglückseliges, beklagenswerthes Weib! rief Treuck, seine Arme um ihre Schultern werfend und sein Haupt an ihren Busen drückend. Amalie, Amalie,

sehen Sie, ich weine nicht vor Glück, nicht vor Entzücken, ich weine aus Schmerz, aus Angst um Sie. Nein, nein, ich will Ihren Schwur nicht annehmen, ich will diese Worte nicht gehört haben, welche mich mit Seligkeit, mit Götterlust erfüllen würden, wenn sie nicht für Sie ein Verbannungsurtheil enthielten. Oh, Geliebte, wenn Sie sagen, daß Sie mich lieben, so heißt das, den stolzen und prunkenden Vorrechten Ihres Standes entsagen, verzichten auf den Glanz, die Pracht, auf einen ebenbürtigen Gemahl, auf einen Thron und eine Königskrone vielleicht! Denn wenn ich einmal Ihre Liebe angenommen habe, wenn Sie einmal Mein sind, so werde ich Sie nicht wieder frei geben, selbst nicht an den König, selbst nicht an Gott! So gehören Sie mir für alle Zeit und alle Ewigkeit, und nichts kann Sie mir wieder entreißen, selbst nicht Ihr eigener Wunsch, Ihr eigenes Flehen. Oh, Amalie, hören Sie denn nicht, daß ich wahnsinnig bin, wahnsinnig aus Verzweiflung und Entzücken zugleich. Fliehen Sie vor dem Wahnsinnigen, dessen riesenstarke Arme Sie sonst umstricken werden, um Sie auf ewig an seine Brust zu drücken! Fliehen Sie, stoßen Sie mich von sich und gehen Sie dort hinein in Ihr Zimmer, gehen Sie und sagen Sie dem lächelnden Hofmann da drin, welcher über nichts erstaunt ist, selbst nicht darüber, daß Sie mich lieben, welchem nichts heilig ist, selbst nicht diese Liebe, die ich für Sie empfinde, sagen Sie ihm: „Trenck war ein rasender Thor. Ich habe ihn hierher kommen lassen, weil ich Mitleid mit ihm hatte, weil ich versuchen wollte, ihn durch meine Güte, meine Milde zu heilen. Es ist mir gelungen, er ist dort! Gehen Sie jetzt und wachen Sie über den Genesenen.“ — Ich werde Ihren Worten nicht widersprechen, Amalie! Sobald Sie die Schwelle jenes

Zimmers überschreiten, werde ich von dem Balcon herabsteigen; ich werde es vorsichtig und besonnen thun, ich werde nicht herabstürzen, damit ich mir nicht an irgend einem Stein das Haupt zerschelle, und nicht todt unter Ihren Fenstern gefunden werde, damit man nicht meinen Weg an einer Blutspur verfolgen könne. Nein, meine Wunden sollen nur nach innen bluten, und erst auf dem Schlachtfeld will ich es wagen, hinzusinken und zu sterben. Unter dem Donner der Kanonen wird man es nicht hören, wenn meine erstarrenden Lippen mit ihrem letzten Seufzer Ihren Namen nennen, unter dem Geächze so vieler Sterbenden wird meine letzte Liebesklage geräuschlos verhallen. Fliehen Sie also, Amalie, fliehen Sie, und möge Gott Sie segnen und Sie glücklich machen!

Er stand auf und trat ehrerbietig zur Seite, damit sie an ihm vorübergehen und in ihr Zimmer zurückkehren könne.

Aber Prinzessin Amalie ging nicht. Ihre Augen standen voll Thränen, aber es waren Thränen des Glückes, der Liebe, der seligsten Freude.

Sie legte sanft ihre Hand auf des Geliebten Schulter, und in ihren Augen, welche sich auf sein Antlitz hefteten, war ein so wunderbarer leuchtender Glanz, daß man wirklich hätte meinen sollen, zwei Sterne seien vom Himmel gefallen, um in einem Menschenangesicht zu leuchten und die Sage von der menschlichen Gottähnlichkeit wahr zu machen.

Trenck, ich fliehe nicht, sagte sie, Trenck, ich bleibe, denn, hören Sie es wohl, ich liebe Sie! Es ist nicht die schlichterne, seufzende, erröthende und schwärmerische Liebe eines jungen Mädchens, die ich Ihnen darbringe, es ist die Liebe eines kühnen, todesmuthigen, stolzen Weibes! Meine Liebe ist gestählt an dem Feuer

meiner Schmerzen, und weil sie in diesem Feuer glühte und brannte, hat sie das mädchenhafte Erröthen verlernt und ist unbeugsam und hart geworden; ich habe sie getauft mit meinen Thränen, und sie an mein Herz genommen, wie eine Mutter ihr Kind an ihr Herz drückt, das sie unter Todesqualen geboren, dessen Dasein ihre Verdammniß und ihre Unehre und Schmach ist, und daß sie dennoch grenzenlos liebt und es segnet, indem sie über ihm weint. Auch ich weine, auch ich fühle, daß ich der Verdammniß und Schmach verfallen bin, und dennoch segne ich meine Liebe, und dennoch nenne ich mich eine Auserwählte und Gebenedeite, denn Gott hat mich gesegnet, indem er einen Strahl seines eigenen Daseins in mein Herz senkte und mich die Liebe, die ewig unvergängliche Liebe kennen lehrte!

Oh, Amalie, Amalie, warum kann ich nicht in dieser Stunde sterben, murmelte Trend, ganz zerbrochen, ganz machtlos zu ihren Füßen niedertaumelnd.

Sie neigte sich zu ihm nieder und richtete ihn mit fester Hand wieder empor. Stehen Sie auf, sagte sie, wir Beide müssen fest und sicher auf unsern Füßen nebeneinander stehen. Wenn Sie vor mir knien, denke ich immer, daß Sie in mir noch die Prinzessin, die Schwester eines Königs sehen, und nicht bloß Ihre Geliebte, nicht bloß das Weib, welches Sie liebt. Sehen Sie, ich sage nicht, „das junge Mädchen“, denn ich bin das nicht mehr in meinem Innern; diese Zeit der innern Kämpfe, des innern Ringens hat mich alt und vernünftig gemacht. Ein junges Mädchen ist zitternd und zaghaft, ich nicht, ein junges Mädchen erröthet, indem sie ihre Liebe bekennt, ich nicht! Ein junges Mädchen lebt, wenn sie an ihre zürnenden Verwandten, an die Schmach und das Unglück denkt, welches ihrer Zukunft als ein in Trauerflor gekleideter

Herold voraus geht, ich bebe nicht! Nein, nein, ich bin kein Mädchen mehr, sondern nur ein Weib, welches liebt, grenzenlos, ewig, unerschütterlich.

Sie warf sich in seine Arme und duldete es, daß er sie fest an sein Herz drückte. Eine lange, selige Pause trat ein. Leise rauschte der Wind in den hohen Pappeln und Eichen des Gartens, glänzend und hell schienen die Sterne über dieser todten, schwarzen, von ihren Schmerzen und Freuden ruhenden schlummernden Welt. Wie viele Menschen mochten in diesem Moment zu ihnen empor schauen, händeringend oder jauchzend, schreiend vor Jammer oder weinend vor Glück, mit gebrochenem oder liebeseligem Herzen. Die Sterne wissen nichts davon, sie leuchten und funkeln dem Glücklichen, wie dem Verzweifelnden, und unser Elend und unser Entzücken geht ungesehen unter diesem sternenfunkelnden Baldachin des Himmels hin.

Amalie richtete sich wieder aus den Armen ihres Geliebten empor; ihre Augen, welche den Himmel suchten, trafen gerade auf einen Stern, der sich ablösete vom Himmel, eine silberne Bahn mit Blitzesschnelle beschrieb und dann erlosch.

Eine böse Vorbedeutung! murmelte sie, mit der Hand nach jener Stelle empor deutend, wo der Stern versunken war.

Trenck hatte mit jener instinktartigen Sympathie der Liebenden, gleich ihr zum Himmel empor geblickt, und gleich ihr hatte er den fallenden Stern gesehen.

Der Himmel will uns nicht täuschen, sagte er. Er sendet uns eine Warnung, Amalie. Aber diese Warnung kommt zu spät! Jetzt sind Sie mein, denn Sie haben mir geschworen, daß Sie mich lieben, und ich habe Ihren Schwur gehört!

Möge auch Gott ihn gehört haben, und möge er

Gnade für uns haben, flüsterte sie. Stehet nicht geschrieben, daß die Liebe Berge versetzen und Flügel verleihen kann, daß sie mächtiger ist, als der mächtigste König der Erde, stärker und gewaltiger als der weltenbezwingende Sieger und Held. Lassen Sie uns also den rechten Glauben an unsere Liebe haben, lassen Sie uns stark sein in Hoffnung, in Geduld, in Treue! Mein Bruder sagt, daß es bald wieder zum Kampf geht. Nun wohl, werden Sie nicht auf dem Schlachtfelde für sich einen Lorbeerkrantz erobern können? Und wer kann wissen, ob dieser Lorbeerkrantz nicht eines Tages dem König ebenso viel werth sein und ihm ebenso glänzend erscheinen mag, wie eine Fürstenkrone, wer weiß, ob er nicht jetzt, da alle seine Schwestern an Fürsten verheirathet sind, seiner jüngsten Schwester es verzeihen wird, wenn sie einen Helden liebt, der statt der Fürstenkrone nur mit dem Lorbeer geschmückt ist!

Schwören Sie mir, Amalie, mich zu erwarten und mir Zeit zu gönnen, dieses Ziel zu erreichen, welches Sie mir da mit so himmlischen Farben ausmalen?

Ich schwöre es Ihnen!

Sie werden niemals eines andern Mannes Weib werden?

Ich werde niemals eines andern Mannes Weib werden!

Sei er Fürst oder König, und sei es Ihr Bruder, der König, welcher Ihnen befiehlt, sich ihm zu vermählen?

Sei er Fürst, oder König, und sei es mein Bruder, der König, welcher mir befiehlt, mich ihm zu vermählen!

Gott, mein Gott, Du hast ihren Schwur gehört, sagte Trend, indem er Amaliens Haupt in seine Hände

nahm, und sie sanft niederbeugte, als sei sie ein Opfer, welches er dem Himmel entgegenträge. Du hast ihren Schwur gehört, mein Gott, strafe sie, zerschmettere sie, wenn sie ihn nicht erfüllt.

Ich werde ihn erfüllen, sagte sie fest. Möge Gott mich strafen, wenn ich es nicht thue!

So bist Du denn Mein, Amalie, unauflöslich, ewig! Komm, laß mich den Verlobungsfuß auf Deine feuch-ten Lippen drücken, Du, meine Braut, meine Geliebte, mein Weib! Oh, erzittere jetzt nicht, weiche nicht zurück vor meinen Armen! Lege Dich fest, fest an mein Herz, denn jetzt hast Du keine andere Zuflucht, keinen anderen Hort mehr, als nur mein Herz! Aber es ist ein Fels, auf den Du bauen kannst, der niemals unter Dir wankt, der immer da ist, Dich zu stützen und zu halten, oder, wenn der Sturm allzu mächtig ist, mit Dir hinabzustürzen in's Meer, mit Dir sich auf der Tiefe desselben zu begraben! Oh, meine Braut, laß mich Deine Lippen küssen, indem ich Dir schwöre, daß ich Dich heilig halten will, bis der Tag kommt, wo entweder das Leben oder der Tod Dich mir vermählt!

Nicht Du sollst mich küssen, ich küsse Dich! sagte sie, indem sie ihre, noch von keiner Lüge, keinem Ver-rath, keinem unkeuschen Wort entweihten Lippen auf die seinen drückte. Es war ein Kuß so heilig, unschuldig und rein, daß er auf seinen Lippen zu einem jungfräulichen Gebet, zu einem seligen Lächeln ver-duftete.

Jetzt, mein Geliebter, lebe wohl, sagte Amalie nach einer langen Pause, in welcher ihre Lippen geschwiegen hatten, weil ihre Herzen zu einander und zu Gott sprachen. Sieh, der Himmel beginnt sich zu röthen, der Tag bricht an!

Das heißt, mein Tag geht unter und die Nacht bricht an, seufzte Trend. Wann sehe ich Dich wieder, Amalie?

Sie schaute zum Himmel empor und lächelte. Fragen Sie das den Himmel und den Kalender. Wenn der Himmel dunkel ist und der Kalender keinen Mondschein verkündet, dann erwarte ich Sie immer, dann wird immer das Fenster geöffnet und die Thür unvergeschlossen sein. —

Man hat sonst immer den Mond den Freund der Liebenden genannt, sagte Trend, die Hand der Prinzessin an sein Herz drückend, von heute an aber hasse ich ihn, denn er beraubt mich des Glückes, bei Ihnen zu sein.

Lassen Sie uns jetzt zurückkehren in das Zimmer und zu Herrn von Böllnitz, der uns gewiß schon mit Ungeduld erwartet!

Warum auch mußte er mich begleiten, Amalie? Warum gestatteten Sie mir nicht, allein zu kommen?

Warum? Ich weiß es selber nicht! Vielleicht schien es mir sicherer, wenn uns das Auge eines Freundes bewacht, vielleicht ängstigte ich mich! Genug, eine warnende Stimme in meiner Brust flüsterte mir zu, so handele! und ich that es, und ich werde es immer thun. Da Böllnitz einmal der Vertraute unserer Liebe ist, so soll er es ganz sein, so soll er wissen, daß, wie sehr unser Verhältniß strafwürdig sein mag vor den Menschen, es doch nicht strafwürdig und sündig ist vor Gott, und daß ich vor Niemand nöthig habe, die Augen niederzuschlagen. Ich will also, daß Böllnitz Sie immer begleite, daß Sie niemals ohne ihn zu mir kommen.

Ach, Amalie, seufzte Trend, Sie leider haben nicht vergessen, daß Sie eine Prinzessin sind. Die Liebe

hat Sie nicht unterjocht, denn Sie befehlen und Sie haben noch ihren eigenen Willen. Anders ist es mit mir! Ich unterwerfe mich, ich gehorche und schweige! Möge es also sein, wie Sie wollen! Möge Herr von Böllnitz mich immer begleiten. Nur versprechen Sie mir, daß er immer in jenem Zimmer bleiben soll, während wir auf dem Balcon hier sind!

Ich verspreche es Ihnen! Und jetzt, mein Geliebter, lassen Sie uns Gott, dem Himmel, den Sternen und dieser schönen dunklen Nacht, welche ihren schützenden Mantel über uns ausgebreitet hat und uns erlaubte glücklich zu sein, lassen Sie uns dem Allen Lebewohl sagen!

Lebewohl, Lebewohl, mein Glück, meine Liebe, meine Zukunft, mein Stolz und mein Hoffen. Oh, Amalie, warum kann ich nicht heute schon in die Schlacht gehen, um da nach dem Lorbeer zu suchen, der mich Ihrer würdig machen könnte!

Sie umarmten sich zum letzten Mal, dann öffnete Amalie die Thür des Balcons und trat, gefolgt von ihrem Geliebten, wieder in das Zimmer.

Herr von Böllnitz saß noch immer auf dem Lehnstuhl vor dem Tisch, auf dessen Tellern und Schüsseln sich indeß jetzt nur noch die schwachen Trümmer der einstigen Braten, Leckereien und Früchte befanden. Der Ober-Ceremonienmeister hatte gefunden, daß nichts so sehr im Stande sei, ihn wach zu erhalten und die Langeweile aus diesem öden und schweigenden Zimmer zu verbannen, als die Kinnbacken in Bewegung zu setzen und den Zähnen einige Arbeit zu geben, da die Zunge und die Lippen zur Unthätigkeit verdammt waren. Während also da draußen das junge schwärmerische Liebespaar auf künftige Feldzüge und Siege hoffte, hatte er einen Feldzug gegen die Nebhühner

und Gélées, die Früchte und den Bordeaux-Wein unternommen und war in demselben vollkommen Sieger geblieben. Sodann hatte er sich behaglich in dem Fauteuil zurückgelehnt und sich ganz dem beseligenden Gefühl einer gesunden und ungestörten Verdauung hingegeben. Bei dieser wichtigen und nothwendigen Beschäftigung war er eingeschlafen oder schien es wenigstens zu sein, denn es bedurfte erst eines mehrmaligen Rüttelns, bevor es Trenck gelang ihn zu erwecken und ihn die Augen aufschlagen zu machen.

Ah, Sie sind sehr grausam, mein junger Freund, seufzte Herr von Pöllnitz, indem er sich erhob. Sie unterbrachen mich mitten in einem wunderbaren und entzückenden Traum.

Und darf man wissen, worin dieser Traum bestand? fragte die Prinzessin.

Königliche Hoheit, in dem Einzigen, was mir auf dieser komischen und nüchternen Welt noch Entzücken und Erstaunen verursacht. Ich träumte, ich hätte gar keine lästigen Gläubiger und sehr viel Geld.

Und dieser Traum ist wohl sehr verschieden von der Wirklichkeit?

So verschieden, Prinzessin, daß just das Gegentheil davon wahr ist, denn ich habe sehr viel Gläubiger und gar kein Geld!

Armer Pöllnitz, und wie fangen Sie es denn an, um sich aus dieser unangenehmen Verlegenheit zu befreien?

Das, Königliche Hoheit, versuche ich niemals. Ich bin es schon zufrieden, wenn ich mir für dieses chronische Leiden einige erleichternde Palliativmittel erobern kann, und wenigstens ebenso viele Louisd'ors in meiner Tasche, als Gläubiger außer derselben habe.

Und sind Sie jetzt in diesem glücklichen Fall?

12 +
18
30
Nein, Prinzessin! Ich habe nur zwölf Louisd'or!
Und viel Gläubiger?

Zwei und dreißig!

Demzufolge fehlen Ihnen noch achtzehn Louisd'or?
So ist es leider!

Die Prinzessin ging lächelnd zu ihrem Schreibtisch und nahm aus demselben eine kleine Rolle Geld, welches sie dem Ober=Ceremonienmeister darreichte. Nehmen Sie, sagte sie. Glücklicherweise bekam ich gestern mein Nadelgeld für den nächsten Monat und bin also im Stande, die Gleichheit Ihrer Gläubiger und Ihrer Louisd'or für dies Mal herzustellen.

Pöhlitz nahm das Geld ohne zu erröthen, und küßte der Prinzessin mit einem vergnügten Lachen die Hand. Setzt, Königliche Hoheit, sagte er, jetzt bereue ich nur noch Eins!

Nun, und das ist?

Daß ich die Zahl meiner Gläubiger nicht ein wenig höher angegeben habe! Mein Gott, wer konnte aber auch die großmüthige Absicht unserer erhabenen Prinzessin ahnen!

IX.

Die ersten Wolken.

Noch ganz trunken von Glück, ganz selig in der Erinnerung an dieses erste Rendezvous mit seiner schönen und erhabenen Geliebten, ritt Friedrich von

Zufriedenheit und das gnädige Lächeln eines Fürsten wie der Sonnenstrahl, welcher dem von ihm getroffenen Gegenstand einen weithin leuchtenden, strahlenden Glanz verleiht und die Blicke der neugierigen Menschen auf sich zieht. Der von der Sonne der Fürstengunst bestrahlte junge Lieutenant Friedrich von Trend war natürlich sofort ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Freundlichkeit, der Zuverlässigkeit für alle diese Kreise, welche von irgend einem Streiflicht des Hofes getroffen wurden. Mehr als einmal hatte man gesehen, daß der König vertraulich den Arm auf die Schulter des jungen Lieutenants legte und sich lange und lächelnd mit ihm unterhielt, mehr als einmal hatte die stolze und fast unnahbare Königin Mutter dem jungen Officier ein gnädiges Kopfnicken, ein freundliches Wort gegönnt, mehr als einmal hatten die Prinzessinnen bei den Festlichkeiten des letzten Winters ihn zu ihrem Tänzer erwählt, und alle diese jungen schönen Mädchen der Hofgesellschaft erklärten, daß Niemand ein besserer Tänzer, ein aufmerksamerer Cavalier, ein unterhaltenderer Gesellschafter sei, als Friedrich von Trend, dieser junge, lebenslustige, ewig heitere, ewig sorglose Officier, der alle seine Genossen nicht nur um eine Kopfeslänge, sondern auch durch seine Liebenswürdigkeit, seine Talente weit überragte. Es war daher sehr natürlich, daß diese ganze glänzende Aristokratie sehr bemüht war, den jungen Liebling des Königs und der Damen in ihre Kreise hinein zu ziehen, daß man ihm überall freundlich entgegenkam, und ihm die Ehrfurcht und Aufmerksamkeit bewies,

welche ihm als dem Liebling des Königs, der Musen und Grazien unbestritten zugestanden ward.

Friedrich von Trenck war in seinem Innern zu gesund, zu naturkräftig, um durch diese allseitige Beachtung und Verherrlichung eitel und hochfahrend gemacht zu werden. Nur gewöhnte er sich daran, wie an ein ihm zustehendes Recht, und es verwunderte und erschütterte ihn kaum noch, als der König ihm zu seiner Officiersequipirung zwei Pferde aus seinem eigenen Marstall und die für damalige Zeiten bedeutende Summe von tausend Thalern schenkte. *) Nur erfüllte ihn diese große allgemeine Gunst mit kühnen Wünschen und hochstrebenden Träumen, und ließ ihm das Unglaublichste und Unerhörteste als etwas Mögliches und Erreichbares erscheinen. Zudem war Friedrich von Trenck, wenn nicht eitel und aufgeblasen, doch stolz und ehrgeizig. Er hatte sich ein großes Ziel gesetzt, er strengte alle seine Kräfte an es zu erreichen, und in seinen schönen und muthigen Stunden zweifelte er gar nicht, daß es ihm gelingen werde. Er war daher immer thätig, immer wachsam, immer zu irgend einer That bereit, und ganz erwartungsvoll auf irgend ein Riesenwerk, das ihm auf Einen Schlag Macht und Reichthum, Ruhm und Größe bringen sollte! Er fühlte die Kraft in sich, eine Welt zu erobern und sie zu seinen Füßen niederzuschleudern; wenn der König ihm die zwölf Riesenarbeiten des Hercules übertragen hätte, so würde er sich nicht davor erschrecken, sondern er würde sie vollführt haben. Ueberzeugt davon, daß ihm eine glänzende und ruhm-

*) Mémoires de Frédéric, Baron de Trenck. Traduits par lui-même sur l'original Allemand, augmentés d'un tiers et revus sur la traduction, par Mr. de ***. Vol. I. pag. 40.

volle Zukunft bevorstände, bereitete er sich auf dieselbe vor. Keine Stunde fand ihn müßig, und wenn alle die Kameraden, ermüdet von dem beschwerlichen Dienst, von den sich täglich wiederholenden Kriegsübungen, lange zur Ruhe gegangen waren, saß Friedrich von Trend noch mit irgend einem ernstern Studium, einer strengen wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt, an seinem Schreibtisch, umgeben von Büchern, Landkarten und Planzeichnungen.

Der junge achtzehnjährige Lieutenant bereitete sich darauf vor, General und siegreicher Feldherr zu werden, die Welt und die Vorurtheile zu besiegen durch seine Talente und Verdienste, und diesen Abgrund, welcher ihn von der Prinzessin trennte, mit einer aus seinen eroberten Lorbeeren und Trophäen zusammengefügtten Brücke zu überbauen. Und war er nicht jetzt schon auf dem besten Wege dazu? Winkte ihm die Zukunft nicht glückverheißend entgegen, mußte er, der schon mit achtzehn Jahren so viel erreicht hatte, wonach Andere, nicht minder Befähigte, ihr ganzes Leben lang vergeblich ringen, er, welcher jetzt schon ein gesuchter Cavalier, ein Gelehrter, und Officier in der Leibgarde eines großen Königs war, mußte er nicht zu großen Dingen, zu einem glanzvollen, erhabenen Schicksal berufen sein?

Solche Gedanken waren es, die den jungen Baron von Trend beschäftigten und ihn alles Andere vergessen ließen, selbst die Gefahr, mit welcher ihn der langsame und gemächliche Schritt seines Pferdes und die immer höher aufsteigende Sonne bedrohte. In der Frühe des Morgens wollte der König seinem Leibregiment die Parade abnehmen, und der Commandeur desselben, der Oberst von Jaschinsky, gehörte nicht zu den Freunden des jungen Officiers. Er beneidete

ihm sein schnelles Avancement, es ärgerte ihn, daß Trend im Sturmschritt erreichen sollte, was er nur dem Schneefengang seiner langsam vorwärts kriechenden Jahre zu verdanken hatte. Es würde ihn glücklich gemacht haben, diesen Jüngling, der so stolz, so siegesgewiß und so sorglos zugleich den Weg der Ehre und der Auszeichnung hinaufschritt, straucheln und ihn von der Höhe der königlichen Gunst hinabgleiten zu sehen in die Abgründe der Ungnade und des Vergessenseins! Er beobachtete daher seinen jungen Lieutenant mit der lächelnden Tücke einer boshaften Seele, fest entschlossen, das geringste Versehen desselben mit unnachsichtiger Strenge zu rügen.

Und heute bot sich eine gute Gelegenheit dazu dar. Der Sergeant, welcher bei den Officieren der Spion des Obersten war, hatte ihm hinterbracht, daß der Reitknecht des Lieutenants von Trend ihm heute in der Frühe des Morgens mitgetheilt, sein Herr sei spät in der Nacht fortgeritten und noch nicht wieder heimgekommen. Seitdem hatte der Sergeant selber die Thür des Hauses, in welchem der Baron Trend wohnte, bewacht, und sich überzeugt, daß derselbe noch nicht zurückgekehrt sei.

Das war eine Nachricht, welche das Herz des Obersten von Jaschinsky mit Freude erfüllte, die er jedoch sehr wohl unter der Maske der scheinbaren Gleichgültigkeit zu verbergen wußte. Er erklärte, daß er durchaus nicht glaube, daß der Lieutenant von Trend nicht in Potsdam anwesend, da demselben sehr wohl bekannt sei, daß kein Officier ohne Urlaub Potsdam auch nur auf einige Stunden, geschweige denn auf eine ganze Nacht verlassen dürfe. Um den Sergeanten von der Unwahrheit der hinterbrachten Nachricht zu überzeugen, sandte ihn der Oberst mit irgend

einem geringfügigen Auftrag zu dem Lieutenant von Trend. Der Sergeant kehrte triumphirend zurück: der Baron von Trend war wirklich nicht zu Hause, und seine Diener waren in großer Unruhe seines wegen.

Der Oberst von Jaschinsky suchte schweigend die Achseln, und da es eben acht Uhr schlug, nahm er eilig seinen Federhut und begab sich zur Parade.

Das ganze Regiment war zur Parade aufgestellt, jeder Officier hielt bei seiner Compagnie, nur der zweiten Compagnie fehlte ihr Officier. Das war die vom Lieutenant von Trend commandirte Compagnie. Der Oberst von Jaschinsky sah das mit einem einzigen Blick, und ein boshaftes Lächeln blitzte für einen Moment in seinem Antlitz auf. Dann ritt er wieder mit eisernem Ernst vor die Fronte seines Regiments und salutirte vor dem König, der eben, begleitet von seinen Adjutanten und Generalen, von der Treppe des Schlosses herniederstieg und sich auf sein Pferd schwang.

In diesem Augenblick aber entstand auf dem linken Flügel des Regiments eine kleine Bewegung und Unruhe, welche dem aufmerksamen Ohr des Obersten von Jaschinsky nicht entging. Er wandte den Kopf seitwärts und sah, wie der Lieutenant von Trend eben auf seinem in Schweiß gebadeten, schäumenden Pferde neben seiner Compagnie anhielt. Des Obersten Stirn verfinsterte sich, denn der junge Officier schien der Gefahr, welche ihn bedrohte, glücklich entgangen zu sein. Der König konnte nichts bemerken, denn Trend war da, und es war also nutzlos, ihn anzuklagen.

Aber der König hatte schon seine Bemerkungen gemacht. Sein scharfes Auge hatte sehr wohl das hastige Heransprengen des Lieutenants und sein glü-

hendes erhitztes Antlitz gewahrt, und wie er jetzt die Fronte herunterritt, hielt er dicht vor dem Lieutenant von Trend sein Pferd an.

Wie kommt es, fragte der König, daß Sein Pferd so von Schweiß trieft? Es kommt doch, denke ich, eben aus dem Stall, wie sein Herr aus dem Bett, wobei er sich noch verspätet zu haben scheint, denn ich sah sehr wohl, daß Er eben erst auf dem Platz ankam.

Der Officier murmelte einige leise, unverständliche Worte.

Nun, wird Er mir Antwort geben? fragte der König. Kommt das Pferd nicht aus dem Stall und sein Herr nicht aus dem Bett?

Friedrich von Trend richtete sein Haupt, welches er vorher muthlos auf die Brust gesenkt hatte, kühn empor; er hatte seinen Entschluß gefaßt. Sein feuriges blitzendes Auge begegnete den Augen des Königs, welche wie zwei Dolchspitzen ihm entgegen leuchteten.

Nein, Euere Majestät, sagte Friedrich von Trend mit ruhigem und entschlossenem Ton, mein Pferd kommt nicht aus dem Stall und sein Herr kommt nicht aus dem Bett.

Eine Pause trat ein. Eine lange, athemlose Pause. Aller Blicke waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den König hingewandt, dessen Strenge in der militärischen Disciplin man kannte und fürchtete.

Weiß Er, fragte der König endlich, daß ich verlange, daß meine Officiere pünktlich auf der Parade sind?

Ja, Sire!

Weiß Er, daß es streng verboten ist, ohne Urlaub Potsdam zu verlassen?

Ich weiß es, Majestät.

Nun denn, wo war Er also, da ihm alles Dieses bekannt ist, und Er doch nicht, wie Er selber sagt, aus seiner Wohnung hierher kam?

Sire, ich war auf der Jagd und verspätete mich. Ich weiß, daß ich mich eines schweren Vergehens schuldig gemacht habe, und erwarte meine Verzeihung nur von der Gnade Euerer Majestät.

Der König lächelte und sein Blick war freundlich und milde. Er erwartet also, wie es scheint, jedenfalls Seine Verzeihung? Nun, dies Mal soll Er sich nicht getäuscht haben, denn es gefällt mir von Ihm, daß Er so tapfer die Wahrheit bekannte! Ich liebe die aufrichtigen Leute, denn es beweist, daß sie Muth haben. Dies Mal mag Er also ohne Strafe davon kommen, aber nehme Er sich vor einem zweiten Male in Acht! Ich warne Ihn!

Aber was hilft selbst die Warnung eines Königs gegenüber der leidenschaftlichen Liebessehnsucht eines achtzehnjährigen Jünglings? Trend vergaß sehr bald die Gefahr, welcher er eben erst entgangen war, und wenn er ihrer auch gedachte, so schreckte ihn das doch nicht. Es war wieder eine wundervolle, tiefdunkle Nacht, und er wußte, daß Prinzessin Amalie ihn erwartete. Und als er dann wieder unter dem Schutz des in dem Zimmer wachenden Ober-Ceremonienmeisters mit ihr auf dem Balcon stand, als er der süßen Musik ihrer Stimme lauschte und mit staunendem Entzücken den heiligen und köstlichen Offenbarungen ihrer jungfräulichen, zarten Seele zuhörte, als es ihm vergönnt war, zu ihren Füßen sitzend, ihr die Wundermärchen seiner Liebe, seines Glückes zu erzählen, ihre zitternde weiche Hand auf seiner Stirn zu fühlen, und mit ihr zu träumen von einer strahlen-

den, seligen Zukunft, wo nicht nur Gott und die Nacht, sondern auch der König und die ganze Welt ihre Liebe kennen sollten, wie hätte er da sich erinnern können, daß der König morgen schon um sieben Uhr die Parade befohlen habe und daß es fast für ihn schon unmöglich sei, noch zur festgesetzten Stunde in Potsdam sein zu können!

Dies Mal traf er erst in Potsdam ein, als die Parade schon vorüber war. Vor seiner Thür aber fand er eine Ordonnanz, welche ihn sofort zum König führte.

Friedrich war allein in seinem Kabinet, als der Lieutenant von Trend zu ihm eingeführt ward. Er hieß mit einem stummen Wink den Adjutanten und den Ordonnanz-Officier sich entfernen und ging dann schweigend, ohne Trend, welcher mit bleichem, aber entschlossenem Angesicht an der Thür stand, anscheinend zu beachten, im Zimmer auf und ab.

Trend folgte jeder Bewegung des Königs mit gespannten, unruhigen Blicken. Wenn der König mich cassirt, sagte er leise zu sich selbst, so werde ich mich erschießen. Wenn er mich foltern läßt, um das Geheimniß meiner Liebe zu erfahren, so werde ich die Folter ertragen und schweigen.

Aber es gab noch eine dritte Möglichkeit, an welche Trend, in der verzweiflungsvollen Spannung seines Gemüths, nicht gedacht hatte! Was würde er thun, wenn der König ihn milde und gütigvoll empfinde und mit den Worten eines besorgten Freundes in ihn dringe, um von ihm sein Geheimniß zu erfahren?

Das gerade war es, was der König that. Er trat dicht vor den armen, bleichen und athemlosen Jüngling hin und sah ihm lange und fest in die Augen, aber sein Blick war nicht drohend und zorn-

voll, wie Trend es erwartet hatte, sondern milde, fast traurig.

Warum ist Er abermals heimlich von Potsdam fort gewesen? fragte der König. Woher nimmt Er den stolzen Muth, sich so consequent gegen meine Befehle aufzulehnen? Der Oberst Jaschinsky hat heftige Klage über Ihn geführt und mir gesagt, daß Er schon sehr oft heimlich aus Potsdam fort gewesen ist. Weiß Er, daß ich Ihn cassiren muß, wenn ich der Strenge des Gesetzes folge?

Ich weiß das, Majestät, aber ich weiß auch, daß ich diese Schande nicht überleben würde.

Jetzt schoß ein zorniger Blitz aus des Königs Augen. Will Er mir etwa drohen und mir Angst machen mit Seinen Rodomontaden?

Verzeihung, Sire, ich wage es weder zu drohen, noch denke ich, daß Euer Majestät jemals um meinetwillen sich ängstigen würde. Was liegt Euerer Majestät an diesem unbedeutenden, unberühmten und unbekannten Jüngling, an diesem Atom, das nur glänzt, wenn ein Sonnenstrahl aus den Augen des Königs ihn berührt. Ich bin für Euer Majestät nichts, aber Sie sind mir Alles, und ich werde und mag nicht leben, wenn Euer Majestät mir Ihre Gnade entziehen und mir die Möglichkeit rauben, mich auszuzeichnen und mir einen Namen zu erwerben. Das war es, was ich sagen wollte, Sire!

Er ist also ehrgeizig und dürstet nach Ruhm?

Euer Majestät, wenn mir der Teufel die Hälfte meiner Lebensjahre abkaufen wollte, indem er mir dafür verspräche, mir für die andere Hälfte meines Lebens Ruhm, Ehre und Ansehen, und nach meinem Tode ein wenig Nachruhm zu gewähren, so würde ich diesen Handel eingehen, das ist Alles!

Der König lächelte. Und wenn solcher Ehrgeiz in Ihm brennt, kann Er doch so thöricht und so unbesonnen sein, sich selber zu schaden und zu degradiren, indem Er nachlässig ist im Dienst? Wer in den kleinen Dingen nicht pünktlich und genau ist, wird es auch nimmermehr in den großen sein. — Wo war Er diese Nacht?

Sire, ich war auf der Jagd!

Der König sah ihn mit strengen und durchbohrenden Blicken an. Friedrich von Trend hatte nicht den Muth, dieselben zu ertragen. Er schlug das Auge nieder und erröthete.

Er sagt mir da eine Unwahrheit, sagte der König. Bedenke Er sich eines Bessern! Wo war Er diese Nacht?

Sire, ich war auf der Jagd!

Er bleibt also dabei?

Eure Majestät, ich bleibe dabei.

Und Er behauptet, daß das die Wahrheit sei?

Friedrich von Trend blieb stumm.

Er behauptet, daß das die Wahrheit sei? wiederholte der König.

Der junge Officier hob den Blick empor, und dieses Mal hatte er den Muth, den hellen Flammenaugen des Königs zu begegnen.

Nein, Sire, ich behaupte das nicht.

Er gesteht also ein, daß Er mir eine Unwahrheit gesagt hat?

Ja, Eure Majestät.

Weiß Er, daß das ein neues und schwereres Vergehen ist?

Ich weiß das, Eure Majestät, aber ich kann und darf nicht anders handeln.

Er will mir also nicht die Wahrheit sagen?

Ich kann es nicht!

Auch nicht, wenn ich Ihm mit augenblicklicher Cassation, mit Festungsstrafe drohe?

Auch dann nicht, Majestät, denn ich kann nicht.

Trenck, Trenck, hüte Er sich! Bedenke Er, daß Er zu Seinem König und Herrn spricht, welcher ein Recht hat, zu fordern, daß man ihm die Wahrheit sage.

Möge Euere Majestät mich also strafen, wie Sie als König und als Herr das Recht und die Pflicht dazu haben, ich werde es erdulden müssen! sagte Trenck, zitternd und leichenblaß, aber ganz entschlossen und seiner Selbst gewiß.

Der König ging heftig einige Male auf und ab, dann blieb er wieder vor seinem Lieutenant stehen. Er wird sich sogleich bei Seinem Obersten melden und um Seinen Abschied bitten! Gehe Er!

Friedrich von Trenck erwiderte nichts. Vielleicht war er dessen nicht fähig. Aber zwei große Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder, und er schämte sich ihrer nicht. Es war seine Jugend, sein Glück, seine Ehre und sein Ruhm, welches Alles er beweinte.

Gehe Er! wiederholte der König.

Der junge Officier verneigte sich tief. Ich danke für gnädige Strafe, sagte er leise, dann wandte er sich um und öffnete die Thür.

Das Auge des Königs war ihm mit sichtlicher Theilnahme gefolgt. Trenck! rief er jetzt, und als dieser sich umwandte und der weitem Befehle harrend, schweigend und kerzengerade an der Thür stehen blieb, ging der König hastig auf ihn zu und reichte ihm die Hand dar.

Ich bin mit Ihm zufrieden, sagte er. Er hat sich vergangen, aber Er hat in der Seelenangst, welche Er

jetzt geduldet, auch schon Seine Strafe empfangen. Ich verzeihe Ihm also!

Trenck stieß einen Schrei des Entzückens aus und neigte sich über die königliche Hand, die er mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Lippen drückte.

Eure Majestät schenken mir das Leben wieder, ich danke Ihnen, sagte er innig.

Der König lächelte. Und doch muß Sein Leben wenig Werth für Ihn haben, da Er es so leichten Kaufs hingeben wollte. Ich habe Ihm jetzt verziehen, aber ich warne Ihn vor der Zukunft. Sein Sie auf Ihrer Huth, Monsieur, oder der Blitz wird herniederfallen und Ihr Haupt zerschmettern! *)

Jetzt war das Auge des Königs drohend und voll finstern Zorns, und seine Stimme war wie das Rollen des Donners unheilverkündend und schreckenvoll.

Sie haben Ihr Geheimniß gut bewahrt, fuhr der König fort, Sie haben es nicht verrathen, selbst als ich Ihnen mit schwerer Strafe drohte. Das erforderte Ihre Cavaliers-Ehre, und ich wundere mich nicht, daß Sie dieselbe heilig hielten. Aber es giebt noch eine andere Ehre, und diese haben Sie heute befleckt, das ist der Gehorsam gegen Ihren König und Kriegsherrn. Indessen verzeihe ich Ihnen, und ich will jetzt nicht als König, sondern als Freund zu Ihnen sprechen! Sie sind auf einem gefährlichen Wege, junger Mann, kehren Sie um, jetzt, da es noch Zeit ist, kehren Sie um, bevor der Abgrund sich vor Ihnen aufthut, Sie zu verschlingen! Niemand kann zweien Herren dienen, oder nach zweien Zielen streben. Wer Etwas will, der muß es ganz wollen, ganz und ungetheilt,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Trenck Mémoires. Vol. I. pag. 60.

der muß die Kraft haben, allem Andern zu entsagen, Alles hinzugeben an das Eine große Ziel. Alles, sage ich, selbst seine Hoffnungen, selbst seine Liebe. Sie aber, junger Mann, Sie wollen den Ruhm und die Liebe zugleich erstreben, und darüber werden Sie Beides verlieren, denn die Liebe macht weichmüthig und muthlos, man geht nicht todesmuthig in die Schlacht, wenn man eine Geliebte zurückläßt, aber die Geliebte verachtet den Mann, welcher nicht als ein Tapferer und Lorbeerbefränzter zurückkehrt. Sein Sie also zuerst ein Kriegsheld, bevor Sie daran denken, ein Liebhaber zu sein, erobern Sie zuerst Lorbeern und dann streben Sie nach der Myrthe. Oder wollen Sie das nicht, nun, so entsagen Sie dem ruhmvollen Stande, den Sie erwählt haben, legen Sie das Schwert bei Seite, obwohl ich Ihnen versprechen kann, daß Sie es bald und mit Ehren, hoffe ich, gebrauchen sollen! Aber legen Sie es bei Seite und nehmen Sie dafür die Feder oder den Pflug in die Hand, bauen Sie sich ein Nest, nehmen Sie sich ein Weib und danken Sie Gott, wenn der Himmel Ihnen alle Jahr ein Kind schenkt, und der Krieg Ihnen so fern bleibt, daß die muthige Kriegerschaar Ihren Acker und Ihr Gartenland nicht bedroht. Das ist auch eine Zukunft, nur sei mit ihr zufrieden, wer den Sinn dazu hat, und dessen Ohren so verstopft sind, daß sie das Schmettern der Kriegstrompete und das Läuten der Alarmglocken, das jetzt überall in Europa die Lüfte durchhallt, nicht vernehmen. Wählen Sie also, wollen Sie ein Soldat, und will's Gott, bald ein Held sein, oder wollen Sie ferner — auf die Jagd gehen?

Ich will ein Soldat sein, rief Trend ganz begeistert und strahlend. Ich will auf dem Schlachtfeld mir Ruhm, Ehre und Ansehen, und vor allen Dingen

die Achtung und Zufriedenheit meines Königs erkämpfen, ich will, daß die ganze Welt meinen Namen kenne und ihn hochschätze!

Das ist fürwahr ein großes und schönes Ziel, was Sie sich da gesetzt haben, sagte der König lächelnd. Es gehört ein Menschenleben dazu, um es zu erreichen. Sie werden ihm Vieles opfern müssen, vor allen Dingen — Ihre Jagd. Ich weiß nicht, wo und was Sie gejagt haben, und ich will es auch nicht wissen, aber rathe Ihnen als Freund, hören Sie auf. Ich habe Ihnen die Wahl gelassen, und Sie haben Ihre Wahl getroffen, Sie wollen ein tapferer Soldat werden. Nun wohl denn, von jetzt an werde ich gegen jeden Fehltritt, jedes noch so kleine Vergehen unerbittlich sein, denn es kommt darauf an, Sie zu dem zu machen, was Sie sein wollen, ein tapferer und makelloser Officier. Ich werde Ihren Obersten beauftragen, Sie strenge zu überwachen, und mir jeden Fehler, den Sie begangen, zu rapportiren, ich werde Sie beobachten lassen, und wehe Ihnen, wenn ich Sie wieder auf Irrpfaden und Schleichwegen attrappire, denn ich werde dann unerbittlich sein. Jetzt, Monsieur, sind Sie gewarnt und können sich nicht beklagen, wenn das Gewitter dennoch einst über Sie hereinbricht. Alles, was kommt, haben Sie sich nun selber zuzuschreiben. Kein Wort weiter! Adieu!

Lange noch, nachdem Trend das Zimmer verlassen, stand der König gedankenvoll, die Arme über der Brust zusammengeschlagen, da und blickte nach der Thür hin, durch welche die große und schlanke Gestalt des jungen Officiers verschwunden war.

Ein Herz von Stahl, ein Kopf von Eisen, sagte der König nach einer langen Pause leise zu sich selbst. Er wird entweder sehr unglücklich oder sehr glücklich

werden, für solche Naturen giebt es keinen Mittelweg! Ah, ich fürchte, es wäre besser für ihn, ich hätte ihn entlassen, und —

Der König endete nicht, er seufzte tief auf, und eine Wolke lagerte auf seiner Stirn. Sie schwand nicht, als er jetzt zu seinem Schreibtisch trat und dieses große mit Insiegeln versehene Papier ergriff, das er sorgfältig las, während ein trübes Lächeln allgemach über sein Antlitz flog.

Arme Amalie, sagte er dann leise und kopfschüttelnd, arme Schwester! Sie haben Dich zur Coadjutorin der Aebtissin von Quedlinburg erwählt! Ein armseliger Ersatz für die schwedische Krone, welche ich für Dich gehofft hatte! Nun immerhin, ich werde meine Unterschrift geben!

Er nahm die Feder und schrieb mit hastiger Hand seinen Namen unter das Diplom. Dann blickte er lange und gedankenvoll vor sich hin.

Es ist mindestens eine kleine Sicherstellung, murmelte er dann leise. Wenn sie sich nicht verheirathen will, wird sie eines Tages Aebtissin von Quedlinburg werden. Das ist immerhin Etwas! Auch Aurora von Königsmark ist das geworden, aber freilich erst, nachdem sie vorher glücklich gewesen!

Und der König, gleichsam übermannt von diesen schmerzlichen und unheilsvollen Gedanken und Vergleichen, die sich ihm aufdrängten, hob den Blick empor zum Himmel und sagte leise: Armes, beklagenswerthes Menschenherz! Warum hat das Schicksal es so weich gemacht, da es sich doch so sehr verhärten muß, um das Leben ertragen zu können!

Er senkte sein Haupt auf seine Brust und stand lange in tiefen Gedanken da. Dann schüttelte er sein Haupt, wie der Löwe es thut, wenn er das flatternde

kleine Gewürm verschonen will, welches seine hohe Stirn belästigt.

Hinweg mit den Sorgen! sagte er. Ich habe jetzt nicht Zeit, als gemüthlicher Hausvater das Glück meiner Familie zu bedenken. Mich ruft mein Dienst und meine Königspflicht!

X.

Der Kriegsrath.

Er durchschritt rasch das Zimmer und trat in den anstoßenden Saal, wo die Generäle und Minister vom König zu einer Berathung zusammenberufen waren.

Jetzt war Friedrich wieder der König und der Feldherr. Eine stolze Ruhe lagerte auf seiner Stirn, ein imponirendes Feuer leuchtete aus seinen Augen.

Messieurs, sagte der König, und seine Stimme klang ernst und feierlich. Es ist vorbei mit den Tagen der Ruhe und Gemächlichkeit. Wir haben lange genug gesprochen und diplomatisirt, wir werden jetzt einmal wieder dreinschlagen und handeln müssen. Ich bin dieses Federkrieges satt und ganz ermüdet von diesen österreichischen Intriguen und Winkelzügen. Aber ich will in dieser wichtigen und schweren Sache mich nicht allein auf meine eigene Ueberzeugung verlassen, sondern Ihre Ansicht hören und Ihren Rath entgegennehmen. Ich will den Krieg nicht, bevor Sie mir

sagen, daß ein ehrenvoller Friede nicht mehr möglich ist. Nur wenn die Ehre meiner Krone und meines Volkes es erheischt, werde ich zum Schwerte greifen, aber ich werde es auch dann noch schweren Herzens thun, denn ich weiß sehr wohl, welche Last und welcher Jammer damit wieder über mein armes Land hereinbrechen wird. Lassen Sie uns also gemeinschaftlich jene Papiere, die dort auf dem Tische liegen, noch einmal prüfen und genau erwägen, welche Verpflichtungen und Nothwendigkeiten sie uns auferlegen!

Er trat zu dem in der Mitte des Saales stehenden Tisch und setzte sich auf den vor demselben aufgestellten Lehnstuhl. Die Generäle, an ihrer Spitze der alte Dessauer, Ziethen, Winterfeld und des Königs Liebling Rothenburg, dann die Minister und Staatsräthe stellten sich schweigend rings um den Tisch. Die Blicke aller dieser schlachtgewohnten und gereiften Männer waren ernst und trübe auf den König gerichtet, dessen jugendliches Antlitz allein hell und heiter war, auf dessen hoher klarer Stirn nicht der leiseste Schatten sich zeigte.

Der König wühlte mit seinen weißen zarten Händen unter dem Wust dieser Actenstücke und Papiere, die Generäle und Minister erwarteten schweigend die Anrede des Königs.

Es trat eine Pause ein, eine Pause, gleich der Windstille, welche einem Gewitter vorherzugehen pflegt. Jedermann war sich der hohen Bedeutung dieses Momentes bewußt. Jeder dieser erfahrenen geschäftskundigen Männer sagte sich, daß dieser junge Mann da, welcher mit so stolzer und fester Ruhe und Sicherheit, mit so heiterm und friedlichem Angesicht in ihrer Mitte sich befand, daß er in diesem Augenblick die Geschicke Europa's in seiner Hand abwog, und daß die Waag-

schale dahin fallen würde, wohin er sein Schwert legen würde.

Der König hob endlich den klaren Blick wieder empor und sein Auge schweifte mit einem scharfen und prüfenden Ausdruck an allen diesen ernstesten und feierlichen Gesichtern vorüber.

Sie wissen, Messieurs, sagte der König, daß Maria Theresia, welche sich Kaiserin von Deutschland und des heiligen römischen Reiches nennt, unsern Bundesgenossen, den Kaiser Karl den Siebenten noch immer bekriegt. Ihr Feldherr Karl von Lothringen hat das bairisch französische Heer bei Simbach geschlagen, und Baiern hat, da es durch Flucht des Kaisers und Königs gewissermaßen herrenlos war, der Königin von Ungarn, Maria Theresia, gehuldigt. Sie hat sich mit England, Hannover und Sachsen verbündet und diese vereinten Mächte haben die Armee unsers Bundesgenossen, des Königs Ludwig von Frankreich, unter dem Marschall Noailles geschlagen. Diese Erfolge haben unsere verbündeten Feinde übermüthig gemacht. Sie haben Vieles erlangt, sie wollen Alles erreichen. Und anscheinend sind sie die Mächtigeren. Holland hat ihnen sein Geld und seine Mannschaften angeboten, Sardinien und Sachsen sind jüngst auch noch dem Vertrag von Worms, welchen England, Oesterreich und Holland dort geschlossen, beigetreten. Sie haben also Truppen, Geld und mächtige Bundesgenossen. Wir haben nichts als unsere Ehre, unser gutes Recht und unsern Degen. Wir sind die Bundesgenossen eines armen, länder- und, was noch schlimmer ist, muthlosen Kaisers und des jungen von Höflingen und Maitressen beherrschten Königs von Frankreich. Unsere Gegner sind sich sehr wohl ihrer Stärke und unserer Schwäche bewußt. Sehen Sie da, Messieurs, diesen

Brief unseres Veters des Königs Georg von England an unsere Muhme die Königin Maria Theresia von Ungarn. Ein Zufall spielte ihn in unsere Hände, oder, wenn Sie wollen, die Gottheit, welche ohne Zweifel über dem Wohle Preußens wacht! Lesen Sie, Messieurs.

Er reichte dem General Rothenburg ein Papier dar, das dieser mit gerunzelter Stirn und mühsam unterdrücktem Zorn las und dann dem nächststehenden General darreichte.

Der König beobachtete mit scharfem Aufmerken die Mienen jedes Lesenden, und je finsterner und zorniger dieselben sich zeigten, desto heiterer und freier erschien das Angesicht des Königs.

Er nahm mit einem freundlichen Kopfsneigen den Brief wieder aus den Händen eines seiner Minister entgegen, und indem er leicht mit dem Finger darauf deutete, sagte er: Haben Sie wohl diese Zeile beachtet, wo der König schreibt: „Madame, was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu geben!“ *) Was denken Sie von diesen Worten, Herr Fürst von Anhalt?

Ich denke, sagte der greise Feldherr, daß wir dem englischen König zeigen wollen, wie das, was der König Friedrich von Preußen einmal in Händen hält, ihm nicht wieder zu entreißen ist.

Sie meinen also, daß unsere Hände stark genug sind, festzuhalten?

Das meine ich, Majestät.

Und Sie, Messieurs?

Wir pflichten der Ansicht des Fürsten bei!

*) Preuß, Lebensgeschichte Friedrich's d. Gr. Th. I. pag. 77.
Mühlbach, Berlin und Sanssouci 2c. II.

Und ich darf sagen, daß Sie da meine eigenen Gedanken ausgesprochen haben, rief Friedrich mit leuchtendem Angesicht. Wenn dies also Ihre Ansicht ist, Messieurs, so freue ich mich, Ihnen ein anderes Document vorlegen zu können. Es hat mir vor allen Dingen am Herzen gelegen, so lange es in meinen Kräften stand, Deutschland den Frieden zu erhalten; ich habe diesem Bestreben meine persönliche Meinung und meinen Ehrgeiz untergeordnet, ich habe die deutschen Fürsten zu einem Bündniß zum Schutz des deutschen Kaisers Karl des Siebenten vereinigt; die frankfurter Union sollte uns ein Hebel sein, um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und Europa seine Ruhe wieder zu geben.*) Aber es schwebt kein Glück über den Unionen deutscher Fürsten, denn es fehlt ihnen die Eintracht. Ein Theil unserer Bundesgenossen hat uns verlassen, unter dem Vorgeben, daß Frankreich nicht die versprochenen Hülfsgelder zahlen wolle. Und inzwischen irrte Karl der Siebente flüchtig umher, ächzte unser armes Vaterland unter den Bedrängnissen eines erlahmenden und aussaugenden Krieges. Dem soll und muß ein Ende gemacht werden, denn in solcher Noth und Verlegenheit ist es besser, eines ehrenvollen Todes zu sterben, als ein entehrtes, ruhmloses, von der Gnade unserer Feinde erbetteltes Leben zu führen. Ich habe nicht die Insolenz und die Courage der Feigheit, so zu leben. Ich will entweder sterben oder siegen. Ich will diese höhnischen Worte des Königs von England mit Blut wegwaschen, und Schlesien, mein Schlesien, welches ich mir erobert habe, weil ich ein Recht darauf hatte, vor den feindlichen Einfällen der ungarischen Königin sichern.

*) Preuß. Th. I. pag. 77.

Sehen Sie also da dieses Document. Es ist ein Allianztractat, den ich mit Frankreich abgeschlossen habe gegen Oesterreich und zum Schutz des Kaisers. Sehen Sie ferner hier dieses Document. Es ist ein Manifest, welches die Königin Maria Theresia in ganz Schlesien austreuen läßt und in welchem sie erklärt, daß sie sich nicht mehr an den Breslauer Friedensschluß für gebunden erachte, sondern Schlesien und die Grafschaft Glatz als ihr Eigenthum ansehe. Sie fordert demzufolge die Einwohner Schlesiens auf, mich zu verlassen und sie als ihre rechtmäßige Erbsfrau anzusehen.*)

Das ist ein offener Bruch der Verträge! sagte einer der Generale feierlich.

Das ist wider alles Völkerrecht und alle Gerechtigkeit! rief ein Anderer.

Das ist österreichische Politik, Messieurs! sagte der König lächelnd. Sie halten sich an Verträge, welche ihnen lästig sind, nur so lange gebunden, als die Nothwendigkeit erfordert, sie brechen sie, sobald sich ihnen eine vortheilhafte Gelegenheit darbietet. Es kommt ihnen nicht so sehr darauf an, geachtet, als gefürchtet zu werden und vor allen Dingen in Deutschland keine Gleichberechtigten und keine Nebenbuhler zu haben. Maria Theresia fühlt sich jetzt stark genug, dieses Schlesien, welches wir uns erobert haben, sich wieder zu nehmen und demzufolge giebt es für sie keinen Friedensschluß. Oesterreich war und ist der natürliche Feind Preußens; es wird uns niemals verzeihen, daß unser Großvater sich aus eigener Machtvollkommenheit zu einem König gemacht hat. Oesterreich möchte gern den König von Preußen wieder zu dem kleinen Mark-

*) Rödenbeck Tagebuch. pag. 110.

grafen von Brandenburg zusammenschrumpfen sehen und sich bereichern mit dem, was unser ist. Wollen wir das dulden, Messieurs?

Niemals! riefen die Generäle, und ihre Augen flammten, und die Kriegerlust blitzte in ihren Zügen auf.

Die Königin von Ungarn hat ihre Truppen einen Einfall in die Grasschaft Glatz machen lassen. Wollen wir erwarten, daß sie dieses Spiel wiederholt?

Wenn ihre Truppen uns einen Besuch machten, so erfordert es die Höflichkeit, daß wir diesen Besuch erwidern, sagte Ziethen mit einem trocknen lautlosen Lachen.

Wenn die Königin von Ungarn ein Manifest an die Schlesier erlassen hat, so werden wir vor allen Dingen dieses Manifest zu erwidern haben, sagte der Staatsminister von Görz.

Wenn Maria Theresia so muthig ist, weil die Bellona auch ein Weib und folglich ihre Schwester ist, so wollen wir ihr beweisen, daß die Dame Bellona doch lieber mit rüstigen Männern buhlt, als mit empfindsamen Weibern schwatzt, sagte General von Rothenburg.

Ihre Meinung also, Messieurs? fragte der König. Sollen wir Frieden haben oder Krieg?

Krieg! Krieg! riefen Alle wie aus einem Athem, aus einer Bewegung.

Der König erhob sich aus seinem Lehnstuhl und sein Adlerauge flammte. Das Wort der Entscheidung ist gesprochen, sagte er feierlich. Möge es denn so sein, wie Sie sagen! Mögen wir Krieg haben. Meine Herren Generäle, bereiten Sie sich vor, den Oesterreichern den Gegenbesuch zu machen, von dem der Ziethen sagt, daß er eine Höflichkeitspflicht ist. Meine

Herren Minister, schreiben Sie das Manifest, welches das Manifest der Königin Maria Theresia beantworten soll. Die Oesterreicher haben uns in Glatz besucht, nun wohl, besuchen wir sie in Prag. Und da Rothenburg meint, daß die Bellona uns Männer doch der Frau Königin vorzieht, so wollen wir's einmal versuchen, ihr einige Zärtlichkeiten und Umarmungen abzugewinnen. Am meisten, denke ich, wird sich die Frau Bellona in unsern Fürsten von Anhalt verlieben; er hat sich schon so oft weidlich mit ihr herumgeschlagen und Sie wissen wohl, nur das ist eine glückliche Ehe, wo der Mann schlägt und die Frau sich blutend unterwirft. Auf denn, Durchlaucht, zum Kampf- und Liebespiel mit Ihrer alten Liebchaft, der Bellona! Auf! meine Freunde Alle! Es ist vorbei mit der Ruhe! Wir werden Krieg haben und möge Gott unserer gerechten Sache seinen Segen verleihen!.

XI.

Das Kloster von Camenz.

Es war ein stiller, wundervoller Morgen. Die Sonne machte die Bergspitzen des Riesengebirges höher glänzen und umfloß die hohe Schneekoppe mit so wunderbarem Licht, daß sie wie eine wunderbare märchenhafte Riesenlilie weit hinaus leuchtete und duftete. Die Luft war so klar und rein, daß man selbst in weiter Ferne den Anblick des zugleich so großartig und so malerisch hingelagerten Gebirges genoß, und

sich einbilden mochte, in wenig Minuten diese heitern, lachenden, grünen Bergspitzen erreichen zu können, welche jeden Beschauer mit ihrer Anmuth und ihrem majestätischen Schönheitslächeln zu sich zu winken schienen.

Selbst diejenigen, welche lange Jahre schon an den Anblick dieser herrlichen Gegend gewöhnt waren, mußten heute doch davon wie von einer erhöhten Schönheit ergriffen werden, denn die Natur, welche ein Weib ist, hat auch darin ihre weibliche Eigenthümlichkeit, daß ihre Schönheit wechselt und sie ihre beaux jours hat, so gut wie jedes andere Weib.

Die Landschaft, welche sich da zu den Füßen dieser beiden Mönche ausbreitete, die in stummer Betrachtung auf der Plattform des Cisterzienser Klosters Camenz auf- und abgingen, diese Landschaft hatte heute wirklich ihren beau jour und strahlte in heiterstem, ungetrübtestem Gottesfrieden.

Wie schön die Welt ist, sagte einer der beiden Mönche, indem er mit frommem Händefalten hinauschaute in's Thal. Wie ganz gemacht, um darin ein heiteres, zufriedenes und gottgefälliges Leben zu führen. Seht nur, in welcher heitern Majestät sich dort drüben das Gebirge hinlagert, und wie lieblich und lachend das Thal sich zu unsern Füßen ausbreitet. Drunten im Flecken Camenz wird's schon lebendig, und von der Stadt Frankenstein herüber vernehme ich ganz leise das Geläute der Glocken, welches zum Frühgottesdienst ruft.

Wenn's nicht die Sturmglöcke ist, sagte der zweite Mönch. Der Wind steht von uns abgewandt, wir würden das Läuten der kleinen Glocken nicht hören. Es muß ein starkes Geläute sein, und ich fürchte, es ist die Sturmglöcke.

Weshalb sollten die Frankensteiner aber die Sturmglocken läuten, Bruder Tobias? fragte der Andere mit einem sanften, ungläubigen Lächeln.

Weshalb, Bruder Anastasius? Nun, weil die Desterreicher vielleicht schon ihre Vorposten bis nach Frankenstein geschickt haben, und weil die Frankensteiner, welche einmal doch dem König von Preußen Treue geschworen haben, dieselbe vielleicht auch halten wollen und die wehrhaften Bürger deshalb zum Kampf zusammenrufen.

Und Ihr glaubt wirklich, daß die Desterreicher uns so nahe sind? fragte Bruder Anastasius kopfschüttelnd.

Ich glaube es nicht, ich weiß es, sagte Tobias beinahe flüsternd. Bevor drei Tage vergehen, wird der General Graf von Wallis mit seinem Generalstab in unser Kloster einziehen, und im Namen Maria Theresia's uns den Eid der Treue abfordern.

Ihr könnt noch immer nicht vergessen, daß wir einst Desterreichisch waren, Bruder Tobias. Eure Augen leuchten, wenn Ihr daran denkt, daß die Desterreicher kommen, und Ihr vergeßt, daß Seine Hochwürden, unser Abt Tobias Stusche, von ganzem Herzen dem König von Preußen ergeben ist und daß er nimmermehr Desterreichisch werden möchte.

Er wird sich aber doch dazu entschließen müssen, Bruder Anastasius. Das Kriegsglück des preussischen Königs ist zu Ende, und Gott hat sein Antlitz von ihm gewandt, weil er kein rechtgläubiger Christ ist, sondern ein ungläubiger Heide und Gottesleugner.

Still, Bruder Tobias. Wenn der Abt Euch hörte, würde er Euch wenigstens zwanzig Paternosters auferlegen, und Ihr wißt wohl, daß das viele Beten gerade nicht Eure Sache ist.

Es ist wahr, ich spreche lieber von Politik und Schlachten, und kann's noch immer nicht vergessen, daß ich in meiner Jugend ein tapferer Soldat gewesen, der für Oesterreich mehr als einmal sein Blut vergossen hat. Und seht, daher kommt auch meine Anhänglichkeit an Oesterreich. Ich sage Euch, ich wollte gern täglich dreißig Paternoster beten, wenn wir dafür nur wieder Oesterreichisch werden könnten.

Nun, zum Glück ist keine Hoffnung dazu da!

Zum Glück ist sehr viel Hoffnung dazu da. Ihr wißt nur nichts davon, Ihr lest Eure heiligen Schriften, studirt in Euren gelehrten Büchern und bekümmert Euch wenig, was da draußen vorgeht in der Welt. Ich aber weiß Alles, höre Alles, achte auf Alles, ich studire Politik und Weltgeschichte, so gut wie Ihr die alten Kirchenväter.

Nun, Bruder Tobias, so laßt mich ein wenig vernehmen von Eurem Studium. Ihr habt Recht, ich kümmere mich nicht viel darum und bin des herzlich froh, denn es thut mir immer im Herzen weh, wenn ich von dem Unfrieden und den Zwistigkeiten der Menschen höre, welche doch Gott in die Welt geschickt, damit sie in Frieden und in Liebe miteinander leben sollen!

Wenn's so ist, warum denn hat Gott geduldet, daß wir das Schießpulver erfunden haben? fragte Bruder Tobias mit einem pfiffigen Lächeln. Ich sage Euch, kraft des Schießpulvers und der blanken Schwerter wird Schlesien bald wieder im Besitz der rechtgläubigen Königin Maria Theresia sein. Ist es nicht klar und offenbar, daß Gott mit ihr ist, obwohl der Teufel anfangs schier mächtiger war, als Gott selber, und dem Preußenkönig beistand mit seiner Macht und seinem wilden Heer? Denkt doch nur, daß er Bres-

lau's Thore sich mit einer Ohrfeige geöffnet hat, daß er im vorigen Jahre Prag fast ohne Schwertstreich, nur wie zum Kinderspiel eingenommen hat, daß er Herr war über ganz Böhmen, und daß er dennoch wie ein Besiegter es schleunigst wieder verlassen mußte, weil Gott ihm einen Feind entsandte, welcher mächtiger ist als alle menschlichen Feinde, weil er ihn und seine Armee angriff mit dem Hunger, den der tapferste Soldat eben so sehr fürchtet, wie das furchtsamste, wehrloseste, kleine Mägdelein. Der Hunger hat den siegreichen König Friedrich von Preußen aus Böhmen vertrieben, der Hunger hat gemacht, daß er mit seiner Armee ganz Schlesien geräumt hat und nach Berlin zurückgekehrt ist. *) Oh, oh, ich sage Euch, wir werden bald aufgehört haben Preussisch zu sein, denn während der König von Preußen ruhig in Berlin verweilt, rücken die Desterreicher in die Grafschaft Glatz ein und bringen uns Grüße von unserer gnädigen Erbfrau, der Königin Maria Theresia.

Wenn der König von Preußen von diesen Grüßen hört, wird er sie mit Kanonenschüssen erwidern, Bruder Tobias!

Sagte ich Euch nicht, daß der König ruhig in Berlin verweilt und sich erholt von dem unglücklichen böhmischen Feldzug. Nun, die Desterreicher werden ganz Oberschlesien erobert haben, bevor des Königs Soldaten sich wieder von ihrer Hungercur erholt haben, denn ich sage Euch, die Desterreicher werden in einigen Tagen schon bei uns sein.

Da sei Gott vor! seufzte Bruder Anastasius. Dann würde die Kriegsfackel auf's Neue entbrennen und

*) Preuß, Geschichte Friedrich's d. Gr. Th. I. pag. 79.

Unglück und Elend auf's Neue über Schlesien hereinbrechen.

Gewiß wird's das, und ich will Euch noch eine Neuigkeit melden, die ich gestern, als ich in Frankenstein war, vernommen habe. Der König von Preußen, sagte man, habe ganz in der Stille Berlin verlassen und sei nach Schlesien abgereist, um selber zu sehen, wie weit die Oesterreicher schon vorgedrungen seien. Es wäre allerliebste, wenn der König auch unserm Kloster einen Besuch abstattete, und just dann, wann der General von Wallis mit seinen Truppen zu uns käme.

Allerliebste nennt Ihr das? fragte Bruder Anastasius mit vorwurfsvollen Blicken.

Ja, gewiß, denn alsdann wäre die Gefangennehmung des Königs unvermeidlich und damit wäre der Krieg für immer beendet, denn Ihr könnt wohl denken, daß die Oesterreicher den König von Preußen nicht wieder herausgeben würden, bevor er nicht ganz Schlesien als Lösegeld gezahlt.

Gott sei uns gnädig und bewahre uns vor Krieg und Pestilenz, murmelte Bruder Anastasius, indem er fromm die Hände faltete und leise zu beten schien.

Das dreimalige Anschlagen einer Glocke im Innern des Klosters unterbrach ihn in seinem Gebet, und machte das volle, runde Gesicht des Bruders Tobias in einem vergnügten Lächeln erglänzen.

Sie läuten zum Frühstück, Bruder Anastasius, sagte er. Laßt uns also eilen hineinzukommen, bevor der Bruder Baptist, der immer der Erste beim Mahle ist, sich wieder die besten Bissen auf seinen Teller hat legen können. Kommt, kommt, Bruder Anastasius, und nach dem Frühstück wollen wir in den Garten gehen und unsere Blumen begießen, wir haben heute einen

schönen Tag und viel Zeit für unsere Blumen, denn erst in drei Stunden wird wieder Messe gelesen.

Kommen Sie also, Bruder Tobias, sagte Bruder Anastasius, und mögen Ihre unglücklichen Prophezeihungen und Voraussetzungen sich nicht erfüllen!

Die beiden Mönche gingen in's Haus, und eine tiefe, nur dann und wann von dem Gezwitscher eines vorüberflatternden Vogels unterbrochene Stille herrschte jetzt um das Kloster, dessen wundervoller, im edelsten Styl des Mittelalters entworfener Bau sich wunderbar abzeichnete gegen den dunklen tiefblauen Horizont.

Es war ohne Zweifel, um die Schönheiten und die Großartigkeit dieses Gebäudes in Augenschein zu nehmen, daß die beiden Wanderer, welche langsam auf dem von dem Flecken Camenz zu dem Kloster hinaufführenden Weg daher kamen, jetzt still standen und sich mit aufmerksamen, prüfenden Blicken das Kloster beschaueten.

Von dem Thurme müßte man eine sehr schöne Avenue haben, sagte der ältere und kleinere der beiden Reisenden zu diesem hochgewachsenen, schlanken Jüngling, der mit bewundernden Blicken die herrliche Gegend ringsum betrachtete.

Gewiß, es muß ein herrlicher Punkt sein, erwiderte er mit einem ehrfurchtsvollen Neigen des Kopfes.

Ich meine, ein herrlicher Punkt, um von dort das Land zu überschauen, um danach ermessen zu können, ob wirklich Truppen im Anmarsch sind, sagte der Andere mit etwas strengem und hastigem Ton. Lassen Sie uns also hinaufgehen und den Thurm besteigen.

Der jüngere Mann verneigte sich schweigend und folgte in einiger Entfernung dem rascher vorwärts schreitenden Wanderer.

Jetzt hatten sie die Plattform erreicht und standen einen Moment still, um Athem zu schöpfen.

Herauf wären wir, sagte der Aeltere der beiden Herren, wenn wir nun auch nur erst wieder hinunter wären.

Hinunter mögen wir wohl kommen, es fragt sich nur wie? sagte der Andere lächelnd.

Sie meinen, ob frei oder als Gefangene? Nun, ich sehe keine Gefahr. Zudem sind wir im strengsten Incognito, und Niemand kennt mich hier. Der Abt Amandus ist todt und der neue Abt ist mir unbekannt. Eilen wir also, ziehen Sie die Glocke, wir wollen in's Kloster.

Der junge Mann war eben im Begriff, diesem Befehl zu gehorchen, als plötzlich eine Stimme rief: Ziehen Sie nicht die Glocke, ich werde selbst kommen zu öffnen.

Der Mann, welcher in der obern Etage an dem offenen Fenster gestanden und dem Gespräch der beiden Reisenden zugehört hatte, zog jetzt eilig seinen Kopf aus dem Fenster zurück und verschwand.

Es scheint, ich bin hier nicht so unbekannt, als ich vermuthete, sagte der kleinere der beiden Herren mit einem ruhigen Lächeln.

Wer weiß, ob diese Mönche zuverlässig sind und treu, flüsterte der Andere.

Nun, Sie werden doch nicht die erhabenen Diener Gottes anzweifeln wollen? Ich meinstheils glaube an ihre Treue, bis sie mich vom Gegentheil überzeugt haben. Ach, die Thür wird geöffnet.

Wirklich that sich die kleine Klosterpforte so eben auf, und aus derselben trat ein Mönch hervor, der sich mit eiligen Schritten den beiden Fremden näherte.

Ich bin der Abt Tobias Stusche, sagte er leise,

außerdem ein Mann, welcher dem König Friedrich von Preußen, obwohl er ihn nicht kennt, auf das Treueste ergeben ist.

Er legte auf diese letzten Worte einen besonderen Nachdruck, welcher dem Fremden, an den sie gerichtet waren, nicht entging.

Sie kennen den König von Preußen, sagte er, indem sein scharfer Adlerblick das gutmüthige und freundliche Angesicht des Abtes zu prüfen schien.

Ich kenne ihn nur dann, wenn der König nicht Incognito sein will, erwiderte der Abt mit einem feinen Lächeln.

Wenn der König hier wäre, würden Sie ihm rathen, Incognito zu bleiben?

Ich würde es ihm rathen, denn es giebt Einige unter meinen Mönchen, welche Oesterreichisch gesinnt, und wie man sagt, stehen die Oesterreicher nicht weit von hier!

Nach ihnen eben möchte ich von Ihrem Thurm aus spähen. Lassen Sie uns also in's Haus gehen. Zeigen Sie uns den Weg.

Der Abt erwiderte nichts, sondern schritt eilig wieder dem Kloster zu, an dessen Fenstern sein Blick prüfend vorüberschweifte.

Sie sind noch Alle im Speisesaal, murmelte er, und der hat seine Fenster glücklicher Weise nach dem Garten hin. Aber nein, da ist Bruder Anastasius.

Wirklich war es der Bruder Anastasius, welcher da drüben am Fenster stand und mit erstaunten und theilnahmsvollen Blicken herüberschaute.

Der Abt nickte ihm leicht zu und legte leise den Zeigefinger seiner Hand auf seine Lippen, dann überschritt er hastig die Schwelle der kleinen Klosterpforte.

Aber der Fremde folgte ihm nicht sogleich. Er

legte seine Hand auf die Schulter des Abtes und fragte streng: Gaben Sie nicht so eben dem Mönch dort ein Zeichen?

Ja, das Zeichen zu schweigen! erwiderte der Abt, sich rückwärts wendend und den Fremden mit seinen klaren Augen ruhig anschauend.

Lassen Sie uns vorwärts gehen, Messieurs! sagte dieser, indem er entschlossen die Pforte durchschritt.

XII.

Der König und der Abt.

Schweigend gingen sie durch die hohe gewölbte Vorhalle und durch die Corridore, welche von den Tritten der Fremden wiederhallten, zu den Gemächern, welche der Abt bewohnte.

Als sich die Thür, welche zu diesen führte, hinter den drei Männern geschlossen hatte und Niemand sie mehr beobachten und hören konnte, blieb der Abt stehen und sein Gesicht nahm jetzt den Ausdruck tiefster Ehrfurcht und feierlicher Rührung an.

Er kreuzte die Hände über seiner Brust, indem er sich tief verneigte. Jetzt, sagte er, mögen Euere Majestät erlauben, Sie von ganzer Seele willkommen zu heißen. In den Zimmern des Abtes Tobias Stusche hat der König Friedrich der Zweite nicht nöthig, Incognito zu bleiben. Gesegnet sei Ihr Eingang in dieses Haus, möge auch Ihr Ausgang gesegnet sein!

König Friedrich lächelte. Das wird am Ende wohl

von Euer Hochwürden abhängen, sagte er, denn ich wüßte nicht, welche Gefahr sonst uns bedrohet. Es war allerdings nicht meine Absicht, so weit zu gehen und meine Recognition so weit auszudehnen. Aber was wollen Sie, Herr Abt. Man ist nicht bloß König und Soldat, sondern auch Mensch und zwar ein Mensch, welcher ein offenes Auge und ein offenes Herz für die Schönheiten der Natur hat und Gott am liebsten in seiner Schöpfung anbetet. Ihr Kloster lockte mich mit seiner Schönheit, und so bin ich, statt mein Pferd zu besteigen und nach Frankenstein zurück zu reiten, vorher noch hier herauf gekommen, um ein wenig Ihr Kloster zu bewundern und die Aussicht von Ihrem Thurm zu genießen. Das ist Alles! Lassen Sie mich erst ein wenig ausruhen, geben Sie mir ein Glas Wein und dann steigen wir auf den Thurm!

Es lag so viel ruhige Zuversicht, so viel erhabenes Selbstbewußtsein in der Weise des Königs, daß der arme, von unheimlichen Ahnungen geängstigte Abt nicht den Muth hatte, dieselben auszusprechen, sondern seufzend, und gleichsam um Beistand flehend, zu dem jungen Begleiter des Königs, welcher Niemand Anders war, als der Officier seiner Leibgarde, Friedrich von Trenck, hinüberblickte.

Aber dieser schien vollkommen die Sorglosigkeit seines königlichen Herrn zu theilen. Sein Gesicht war ruhig und lächelnd und den Blick des Abtes schien er gar nicht zu verstehen.

Erlauben mir Euer Majestät, daß ich selbst und ich allein die Ehre habe, Sie zu bedienen, sagte er. Ich bin so eifersüchtig auf das hohe Glück, welches mir heute widerfährt, daß ich es mit Niemandem theilen möchte, selbst nicht mit meinen Mönchen.

Der König lachte. Gestehen Sie nur, Hochwürden, daß Sie Ihren Mönchen nicht trauen und nicht wissen, ob diese Alle so gut Preussisch, wie Sie selber es zu meinem Glücke sind. Geben Sie mir also, wenn es Ihnen gefällig ist, mit Ihren eigenen frommen Händen ein Glas Wein. Ich habe nicht nöthig zu sagen, ein gutes, denn die Klosterherren verstehen sich darauf und führen keinen schlechten.

Der König ließ sich behaglich in einen Lehnstuhl nieder und unterhielt sich heiter und fröhlichen Muthes mit seinem Adjutanten und dem würdigen Abt, welcher in geschäftiger Eile hin und wieder ging, und aus Wandschränken und kleinen, in dem Fußboden angebrachten Behältern Wein, Früchte und Backwerk herbeiholte.

Diese von Nichts unterbrochene klösterliche Stille, diese tiefe, schweigende, köstliche Ruhe, die ihn umgab, schien dem König wohl zu thun. Sein Antlitz war von leuchtender Schönheit, und jenes zugleich sanfte und imponirende Lächeln, welches nur selten auf seinen Lippen sich zeigte, dann aber wie die Sonne alle Herzen erwärmte, strahlte jetzt in seinen Zügen.

Einige Stunden waren so vergangen, Stunden, welche der König nicht zu beachten schien, die aber das Herz des armen Abtes mit Furcht und Schrecken erfüllten.

Jetzt, sagte der König, indem er sich endlich erhob, jetzt bin ich ausgeruht, erfrischt und gestärkt. Führen Sie mich auf den Thurm, Hochwürden, und dann kehre ich zurück nach Frankenstein.

Es giebt glücklicherweise einen Gang nach dem Thurme, der nur von den Aebten betreten wird und auf dem wir sicher sind, Niemanden zu begegnen, sagte Tobias Stusche. Euere Majestät müssen nur

verzeihen, daß dieser Gang dunkel ist und über manche kleine Treppe und Irrpfade dahin geht.

Der König lächelte. Das ist ja wie der Weg zur ewigen Seligkeit, sagte er, durch Nacht zum Licht, durch Irrpfade zum Wege der Erkenntniß! N n ja, ein wenig Erkenntniß will ich mir von dem Thurm holen. Sie haben doch mein Fernglas, Trend?

Der Adjutant bejahete und schweigend gingen sie sodann über die Corridore, die Treppen und endlich die letzte Wendeltreppe hinauf, welche zu der Plattform des Thurmes führte.

Eine wundervolle Aussicht bot sich hier den Blicken der Beschauer dar. Ringsum begrenzten den Horizont die so majestätischen und graziösen Berge von Porphyrr, dieser dritten Ablagerung der reizenden Urwelt, mit welcher sich aus der harten erstarrenden Masse die Form und die belebte, blühende Schönheit emporgehoben hat. Dazwischen leuchtete die Riesenkoppe mit ihrer Schneespitze wie ein großer Gottesfinger zum Himmel auf und contrastirte wundervoll zu den stolzen kegelförmigen, grünbewaldeten Höhen, auf denen die Sonnenstrahlen im gauckelnden, vielfarbigen Spiel sich lagerten.

Der König blickte mit strahlenden Augen auf dieses Bild hin und ein Ausdruck tiefer, andächtiger Rührung sprach aus seinen Zügen. Aber mit dieser ängstlichen Scheu, welche so leicht denen eigen ist, die durch ihre Stellung oder durch ihr Genie von der übrigen Menschheit isolirt sind und sich gewöhnt haben, sich selber zu genügen und keines Vertrauten für ihre Gedanken und Gefühle zu bedürfen, mit dieser ängstlichen Scheu großer Seelen, wollte der König seine Rührung und Andacht vor Niemand sehen lassen. Er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, und verab-

schiedete den Abt und den Adjutanten, indem er sie aufforderte, ihn unten in den Zimmern des Abtes zu erwarten.

Und nun, überzeugt, daß Niemand ihn belauschen, Niemand sein Antlitz beobachten könne, überließ der König sich ganz diesen erhabenen, heiligen Gefühlen, die sein Inneres bewegten.

Mit leuchtenden Augen blickte er hin auf dieses bezaubernde, lachende Bild, das im heitersten Sonnen-
glanz ihn rings umgab.

Gott, Gott, sagte er leise, wer könnte an Dir zweifeln und Deine Ewigkeit und Weisheit leugnen, wenn er die Schönheit, die Harmonie und Ordnung der Natur betrachtet!*) Oh, mein Gott, ich bete Dich an in Deinen Werken und neige mein Haupt in Andacht vor Deiner Herrlichkeit. Warum lassen die Menschen sich nicht genügen an dieser großen geheimnißvollen, erhabenen und ewigen Kirche, mit welcher sie Gott rings umgeben hat, warum gehen sie nicht beten in der großen Kirche Natur, warum schachteln sie sich ein in diese von Menschenhänden erbauten und mit Menschenzorn und Menschenneid und Hochmuth erfüllten Kirchen von Sand und Mörtel, und hören da ihre scheinheiligen Priester, anstatt Gott zu hören da draußen in der schönen Gotteswelt? Sie sagen und schreien von mir, ich sei ein Ungläubiger, doch ist meine Seele voll des Glaubens an Gott, und ich bete zu ihm, nicht mit den Worten der Pfaffen, aber mit den Worten meiner eigenen Seele!

Er schwieg und blickte in einer Art lächelnder Verzückung auf das wundervolle Panorama zu seinen Fü-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. II, pag. 162.

ßen hin. Seine Gedanken, welche bei Gott gewesen waren, stiegen jetzt wieder zur Erde hernieder, wie seine Blicke umherschweiften in diesem köstlichen mannigfachen Thal, das da unten in der Tiefe der Berge lag, wie der gemalte Grund einer großen urweltlichen Vase. Er zählte mit seinen Augen diese kleinen Städte und Flecken mit ihren rothen Ziegeldächern und ihren stolz emporstrebenden Kirchthürmen, diese vielen hier und dort verstreuten Dörfer und Bauernhöfe mit ihren dunklen Strohdächern, auf deren äußersten Spitzen die Störche in gravitätischer Ruhe in ihren Nestern standen.

Dies Alles ist Mein, und ich habe es mir erobert, rief der König jubelnd laut. Es ist Mein und ich werde es mir nicht entreißen lassen, und ich werde Maria Theresia beweisen, daß, was gut zu nehmen war, nicht gut wiederzugeben ist. Nein, nein, Schlesiens bleibt Mein, in ihm ruht meine Ehre, mein Stolz und mein Ruhm! Ich werde es niemals wieder herausgeben, und müßte ich es mit Strömen von Menschenblut, ja meinetwegen mit meinem eigenen Blut, meinem eigenen Leben erkaufen!

Er nahm wieder sein Glas zur Hand und schaute wieder hin auf diese lachende, üppige Landschaft. Plötzlich stutzte der König und heftete sein Glas unverwandt auf einen Punkt.

Er sah da inmitten eines grünen Thals, durch welches sich die Landstraße wie ein grauer Fluß hinschlängelte, sich eine seltsame schillernde Masse regen. Anfangs erschien sie nur wie ein Haufen wimmelnder Ameisen, bald aber nahmen diese Riesenformen an, bis sie sich, immer näher kommend, zu menschlichen Gestalten dehnten und streckten, und man in ihnen

ganz deutlich eine Colonne marschirender Soldaten erkennen konnte.

Oesterreicher! sagte der König vollkommen ruhig, indem er sein Fernglas nach der entgegengesetzten Richtung hinwandte. Dort führte eine Straße von dem sich hier sanft ablagernden Berge hinab in's Thal, und auch hier war die Straße ganz bedeckt mit Soldaten, welche im Sturmschritt den Weg zum Kloster hinaufmarschirten.

Es ist keine Frage, sie wissen, daß ich hier bin, sagte der König. Sie haben es unten im Flecken erfahren und kommen jetzt mich aufzuheben! Eh bien, nous verrons!

So sprechend, steckte der König das Fernglas in seine Busentasche, stieg die Wendeltreppe hinunter und kehrte gelassen und ruhig in das Zimmer des Abtes zurück.

Messieurs, sagte er, und ein heiteres Lächeln umspielte seine Lippen, als er die unbefangenen und harmlosen Gesichter des Abtes und des Officiers betrachtete, Messieurs, wir werden darauf denken müssen, uns zu vertheidigen, denn die Oesterreicher rücken von allen Seiten zu dem Kloster herauf.

Meine Ahnungen, meine Ahnungen, murmelte der Abt, indem er die Hände faltete und leise Gebete murmelte, während Trend zum Fenster hinstürzte und spähenden Blickes hinauschaute.

In diesem Moment ward heftig an die Thür geklopft und eine Stimme von draußen rief mit angstvollem Ton nach dem Abt.

Es ist Alles verloren, die Oesterreicher sind schon da! jammerte Tobias Stusche, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Nein, sagte der König, sie können noch nicht die

Höhe erreicht haben, auch ist das da nicht die Stimme eines Soldaten, welcher befiehlt, sondern eines Mönches, welcher bittet und fast vor Angst vergeht. Deffnen wir also.

Mein Gott, Euere Majestät wollen sich doch nicht selbst verrathen, rief Tobias Stusche, und aller Etikette vergessend, stürzte er zu dem König hin und legte seine Hand auf dessen Arm, um ihn zurückzuhalten.

Nein, sagte der König, ich will mich nicht verrathen, aber auch nicht verbergen. Ich will meinem Schicksal die Stirn bieten.

Aufgemacht, um Gotteswillen aufgemacht! rief draußen die Stimme.

Er bittet um Gotteswillen, öffnen wir also, sagte der König, indem er rasch das Zimmer durchschritt, den Kiegel zurückschob und die Thür öffnete.

Jetzt sah man das bleiche, angstvolle Gesicht des Bruder Anastasius in der Thür erscheinen, welche er hastig überschritt und dann den Kiegel wieder vor-schob.

Verzeihung, sagte er bebend und athemlos, Verzeihung, daß ich es wage, hier einzutreten. Aber es ist die höchste Gefahr. Die Oesterreicher umzingeln das Kloster.

Sind sie schon oben? fragte der König.

Nein, aber sie haben einen Reiter vorausgesandt, der verlangt, daß wir alle Pforten öffnen und die Soldaten der Kaiserin Maria Theresia in unser Kloster einziehen lassen.

Haben sie keinen Grund für ihr Verlangen angegeben?

Ja wohl. Sie sagen, sie wüßten ganz gewiß, daß der König von Preußen sich hier versteckt halte und deshalb kämen sie, das Kloster zu durchsuchen.

Und habt Ihr ihnen nicht gesagt, daß wir nicht bloß die Diener Gottes, sondern auch des Königs von Preußen sind? fragte der Abt. Habt Ihr ihnen nicht gesagt, daß die Pforten unseres Klosters sich nur preussischen Truppen öffnen können?

Ich sagte es dem Soldaten, aber er lachte dazu, und meinte, die Panduren des Oberst von Trend wüßten sich überall Eingang zu verschaffen.

Ah, es ist der Trend mit seinen Panduren, rief der König, und sein scharfes Auge flog einen Moment hinüber zu Friedrich von Trend, welcher bleich und mit fest zusammengepreßten Lippen da stand, aber vor den Blicken des Königs nicht die Augen zu Boden schlug.

Ist der Trend Euer Verwandter? fragte der König hastig.

Ja, Majestät. Er ist meines Vaters Bruder-Sohn, sagte der junge Mann stolz.

Ah, ich sehe wohl, daß Er ein gutes Gewissen hat, rief der König, seinem Adjutanten lächelnd die Hand auf die Schulter legend. Aber sagt mir, Herr Abt, wißt Ihr kein Mittel, uns aus dieser Mausefalle herauszuhelfen?

Tobias Stusche antwortete nicht sogleich. Er stand mit übereinander geschlagenen Armen sinnend da. Plötzlich richtete sich seine Gestalt, wie von einem kräftigen Entschluß gehoben, höher auf und ein Ausdruck fester Energie strahlte von seinem Antlitz. Wollen Euer Majestät das Mittel ergreifen, welches ich Ihnen darzubieten wage?

Wenn es kein unehrenhaftes ist, so will ich es, denn ich bin es meinem Volke schuldig, daß ich mich ihm erhalte und es kein Lösegeld bezahlen lasse.

Nun, dann hoffe ich mit Gottes Hilfe Euer

Majestät zu retten, sagte der Abt, und indem er sich zu dem Mönch wandte, fuhr er mit dem strengen stolzen Ton eines Gebieters fort: Bruder Anastasius, hört nun meine Befehle. Ihr begeht Euch sogleich zum Mefner und befehlt ihm in meinen Namen, sofort alle Brüder zur Mette und zum Complet auf das hohe Chor der Kirche zusammenzurufen, aber droht ihm zugleich mit meinem Zorn und mit strenger Strafe, wenn er es wagt, mit irgend einem der Brüder sich in ein Gespräch einzulassen. Ich werde sehen und prüfen, ob jeder Bruder weiß, daß der klösterliche Gehorsam seine erste Pflicht ist. Während der Mefner die Geistlichen zusammenruft, soll der Glöckner zur Mette rufen! Eilt Euch, Bruder Anastasius. In zehn Minuten müssen wir Alle in der Kirche versammelt sein.

Und indem Ihr eine heilige Messe celebriert, glaubt Ihr mich zu retten? fragte der König achselzuckend.

Ja, Sire, das glaube ich. Haben Euere Majestät nur die Gnade, mich in meine Garderobe zu begleiten.

XIII.

Der nie gesehene Abt.

Die Glocke läutete immerfort und durchhallte mit ihrem Silberton die weiten Räume und Corridore, durch welche die Geistlichen in ihren Festgewändern

und im heiligen Ordensschmuck nach der Kirche hinsteilten, um das Hochamt zu begehen.

Auf Aller Gesichter zeigte sich Verwunderung und Staunen, auf Aller Lippen brannte eine neugierige Frage, die indessen von dem pflichtgemäßen Gehorsam dort zurückgehalten ward.

Der Abt hatte strengen Befehl erlassen, daß Keiner der Brüder mit dem Andern ein Wort wechseln dürfe. Man mußte also diesem Befehl gehorchen, so schwer es immer sein mochte.

Schweigend also begaben sich die Mönche auf das hohe Chor und in den untern Raum der Kirche.

Jetzt verstummte die rufende Glocke. Vom hohen Chor hernieder ertönte die Orgel und erfüllte mit ihrem machtvollen Strom von Harmonie und Melodie die ganze Kirche. Allmählig wurden ihre Klänge leiser, inniger, und jetzt hob sich der Gesang der Männer mit voller Kraft und Innigkeit über den Orgelstönen empor.

Und während die Orgel rauschte und der heilige Gesang die Kirche erfüllte, trat der Abt Tobias Stusche durch das große Hauptportal in die Kirche ein.

Aber dies Mal war er nicht, wie sonst, allein. Ein anderer Abt, im Chorkleide eines hohen Festtages, ging an seiner Seite, ein Abt, den keiner der Brüder kannte, den keiner von ihnen jemals gesehen. Aller Blicke wandten sich zu ihm hin, Jeder war ergriffen von diesem hoheitsvollen, edlen Angesicht, von dieser imponirenden Stirn, von diesen leuchtenden Augen, die ringsumher forschende oder drohende Blicke zu senden schienen. Jeder fühlte, daß es etwas Ungewöhnliches, Seltsames sei, was sich da vor ihnen begab, daß dieser in Schönheit, Jugend und Majestät

strahlende Priester kein gewöhnlicher Abt, kein demüthiger, friedlicher Bruder sei.

Aber der Befehl zu schweigen war gegeben, und der klösterliche Gehorsam ist die erste Pflicht. Man schwieg also und sang und betete, während Tobias Stusche mit dem fremden Abt langsam und feierlich die Kirche durchwallte und mit ihm zu dem Altar hinschritt.

Dort ließen sich Beide auf ihre Kniee nieder und falteten ihre Hände zu stillem Gebet.

Und weiter rauschte die Orgel und der heilige Gesang, und doch waren Aller Blicke und Aller Gedanken auf den fremden Abt gerichtet, der da drüben am Hochaltar knieete und inbrünstig zu beten schien.

Jetzt verstummte die Orgel und der heilige Gesang. Das leise Gebet begann.

Die Mönche murmelten mechanisch die gewohnten Gebete, und schauten hinüber zu den beiden Aebten, die vor dem Altar knieeten. Man hörte nichts, als das leise Murmeln und Beten, das in den hohen Räumen der Kirche wie angstvolle Seufzer verhallte und leise an den Mauern und Säulen erstarb.

Plötzlich aber ward diese Stille durch lautes Geräusch von außen unterbrochen. Man hörte Kolben aufstoßen, und drohende Stimmen, welche Einlaß begehrten.

Niemand aber wehrte ihnen. Die Kirchthüren wurden ungestüm aufgerissen, sonnenverbrannte, wilde Gestalten, drohende Gesichter zeigten sich, lautes Rufen und Poltern erfüllte einen Moment die Kirche, aber es verstummte vor der heiligen Handlung, welche da celebrirt ward, vor diesen betenden, knieenden Mönchen, welche den Rosenkranz in ihren Händen drehten,

und gar keinen Blick, keine Theilnahme für die so lästerlich eingedrungenen wilden Krieger hatten.

Die wilden Söhne des Krieges neigten demuthsvoll ihr Haupt auf ihre Brust und beteten, aber nachdem sie die Pflicht der heiligen Religion erfüllt hatten, dachten sie jetzt wieder an ihre weltliche Pflicht, erinnerten sie sich, daß sie gekommen seien, die Kirche zu durchsuchen und nach dem König von Preußen zu spähen, welcher da verborgen sein konnte.

Ihre sporenklirrenden Schritte hallten wieder in dem langen Schiff der Kirche, und übertönten die leisen Gebete und die angstvollen Seufzer der Mönche, welche ganz Anbetung und Andacht in den Klosterstühlen knieeten, während die Panduren, in ihrer bunten, malerischen Tracht, mit dem an den Schultern befestigten kurzen rothen Mäntelchen, die Kirche durchschwärmten, und mit blitzenden Augen und mühsam unterdrückten Flüchen hinter jedem Pfeiler und in jeder Nische nach dem König von Preußen suchten.

Wie oft kamen diese wilden Gestalten vorüber an den beiden Aebten, welche da noch immer in regungsloser Andacht vor dem Altar knieten, wie oft streiften ihre auf dem Fußboden klirrenden Schwerter das Gewand des fremden Abtes, der, das Haupt auf seine Brust geneigt, gar keinen Blick, keine Beachtung für sie hatte.

Aber das stille Gebet hatte schon ungewöhnlich lange gedauert, und der Abt gab noch immer nicht das Zeichen, daß der Gottesdienst beendet sei.

Jetzt indessen gab er ein Zeichen, aber nicht das erwartete. Er erhob sich von seinen Knien, aber nicht um fortzugehen, sondern um mit seinem Begleiter die Stufen des Altars hinaufzuschreiten und dem heiligen Crucifix sich zu nahen, und die heilige Monstranz ein-

zufegnen. Dann winkte er hinauf nach dem hohen Chor, und auf's Neue ertönte die Orgel und der Gesang.

Das war etwas so Unerhörtes, nie Erlebtes, daß die Mönche erbleichten und sich angstvoll und grausend selber fragten, ob sie irgend ein Verbrechen begangen hätten, und dafür von ihrem gestrengen Abt mit nie endendem Gottesdienst gestraft werden sollten.

Die Panduren ahnten nichts von dieser sich verdoppelnden Messe. Sie hatten die ganze Kirche durchsucht, und da sie dort den König nicht gefunden, stürmten sie hinaus, um noch einmal alle Zellen und Winkel des Klosters zu durchspähen.

Der Gottesdienst ging weiter. Der fremde Abt stand vor dem Hochaltar, abgewandt von der Kirche, während Tobias Stusche die heilige Monstranz ergriff und sie den Mönchen zeigte.

In diesem Moment erschallte draußen lautes Triumphgeschrei und Fluchen und Lachen. Die Mönche waren zu sehr in den Anblick der heiligen Monstranz vertieft, um sich von diesem Geschrei stören zu lassen.

Sie sangen und beteten weiter, und allmählig legte sich da draußen der Lärm, und das Geschrei verstummte. Allmählig ward es still, so still, daß, obwohl die Orgel und der Gesang jetzt schwieg, und das stille Gebet begonnen hatte, man doch nichts mehr vernahm, als das leise Murmeln der Gebete und das Summen der verhallenden, noch in der Luft zitternden Orgeltöne.

Die Panduren hatten das Kloster wieder verlassen, aber sie hatten den Adjutanten des Königs gefunden und ihn mit sich fortgeschleppt, um ihn als gute Beute ihrem Hauptmann von Trend zu bringen.

Die Panduren hatten das Kloster verlassen! Es

war also nicht nöthig, den Gottesdienst noch weiter fortzuführen. Tobias Stusche stimmte das Paternoster an, und reichte dann dem fremden Abt die Hand, um mit ihm die Kirche wieder zu verlassen. Wie sie langsam und majestätisch dahin schritten, neigten sich vor ihnen die Häupter der Mönche, begann die Orgel den Schlußaccord zu rauschen, und durch die Glasmalereien der hohen Fenster warf die Sonne ihre blinkenden Liebesgrüße. Es war ein eigenthümlicher, feierlicher Anblick, und der fremde Abt mochte selber davon ergriffen sein, denn er wandte sich an der Thür noch einmal um, und ließ seine Blicke langsam noch einmal die Kirche durchschweifen, bevor er dem Abt folgte.

Eine Stunde später rollte die schwere Staatscarosse des Abtes den Klosterberg von Camenz herunter. In dem Wagen saß Tobias Stusche mit dem fremden Abt. Sie schlugen die Straße nach Frankenstein ein. Unweit des Thores hielt der Wagen an, und zur Verwunderung des Kutschers war es nicht ein Abt, welcher aus dem Wagen stieg, sondern ein Soldat in der wohlbekannten preussischen Uniform.

Nachdem er den Wagen verlassen, neigte er sich noch einmal zurück zu dem würdigen Abt Tobias Stusche.

Ich werde Euerer Hochwürden diese That niemals vergessen, sagte der König, dem Abt seine Hand darreichend. Sie, sowie Ihr Kloster können allezeit auf meine besondere Gnade rechnen, denn ohne Ihre Beihilfe wäre ich heute in eine unwürdige und schmachliche Gefangenschaft gerathen. Die erste reiche Abtei, welche erledigt ist, gebe ich Ihnen, und werde dann schon im Voraus, und dies für alle kommenden Zei-

ten, die Wahl bestätigen, welche die Mönche in Betreff eines andern Abtes vornehmen wollen.*)

Oh, mein Gott, rief Tobias Stusche gerührt, wie selten muß es doch sein, daß Euere Majestät redlichen und treuen Menschen begegnen, da Euere Majestät die einfachste und natürlichste That der Treue schon so reichlich belohnen.

Die Treue ist auch selten, sagte der König mit einem traurigen Lächeln. Ich bin dieser blauäugigen Himmelstochter selten auf meinem Pfade begegnet, und vielleicht kommt es daher, daß mir ihre Schönheit und Größe immer so bezaubernd und imponirend erscheint. Leben Sie wohl, Herr Abt, und grüßen Sie mir den Bruder Anastasius!

Und Euere Majestät will mir nicht erlauben, Sie bis in die Stadt zu fahren?

Es ist besser, ich gehe zu Fuß. In einer Viertelstunde bin ich dort. In der Stadt erwartet mich mein Wagen und meine Dienerschaft, und ich wünschte nicht,

*) Der König gab dem Abt Tobias Stusche, aus Dankbarkeit für diese Rettung, bald darauf die reiche Abtei Leubus, und blieb auch außerdem in fortgesetztem Verkehr mit ihm. Es existiren mehrere eigenhändige Briefe von ihm an den Abt, die in sehr gnädigem und herzlichem Ton geschrieben sind. Auch sandte der König ihm später von Weissen aus ein sehr schönes Porzellan-service, Champagnerwein und schöne Stoffe zum Pontificiren, und lud ihn zwei Mal, wenn er in Breslau war, zum Besuch zu sich ein. Als dann bald nach dem siebenjährigen Kriege der Abt Tobias Stusche starb, sandte der König dem Kloster ein ansehnliches Geschenk mit der Bitte, dafür am Namenstage des Abtes ein feierliches Todtenamt zu halten, und als er später einmal bei der Durchreise in Camenz anhielt, sagte er zu dem Abt: Er solle dem ersten Geistlichen, welcher im Kloster sterben würde, auftragen, den guten Tobias Stusche in der Ewigkeit zu grüßen. Siehe: Rödtenbeck, Beiträge zur Lebensgeschichte Friedrich des Großen pag. 499. — Mächler, Friedrich d. Gr. pag. 37 u. folgd.

daß irgend Jemand sobald von dem Abenteuer dieses Tages erführe. Es bleibt ein Geheimniß unter uns, Herr Abt.

Er grüßte noch einmal mit der Hand und ging dann leichten Schrittes auf der nach der Stadt führenden Straße weiter, während der Abt Tobias Stusche seinen Wagen umlenken ließ, und langsam wieder nach dem Cisterzienserkloster zurückfuhr.

Der König indeß war noch nicht weit gegangen, als das Geräusch eines im Trabe hinter ihm herkommenden Pferdes sein Ohr erreichte. Er stand still und blickte fragend die Straße hinunter.

Dies Mal war es keine österreichische Uniform, welche der König da erblickte. Sein scharfes Auge erkannte schon in weiter Ferne die preußischen Farben, und wie das Pferd näher und näher herantrabte, ward die Uniform eines Officiers der königlichen Leibgarde kenntlich.

Bevor Friedrich indeß Zeit fand, Erstaunen und Verwunderung zu empfinden, hatte der Reiter ihn erreicht und hielt mit einem kräftigen Ruck sein Pferd an. Indem er sich schnell aus dem Sattel schwang, verneigte er sich ehrerbietig vor dem König und reichte ihm die Zügel dar.

Wollen Euere Majestät nicht die Gnade haben, das Pferd zu besteigen? fragte Friedrich von Trend ganz ruhig und unbefangen, und ohne auch nur mit einem Blick, einem Lächeln an die Abenteuer des heutigen Tages zu erinnern.

Der König betrachtete ihn mit scharfen, forschenden Blicken. Woher kommen Sie? fragte er strenge.

Aus Glatz, wohin die Panduren mich als Gefangenen zum Obersten von der Trend geführt hatten.

Sie waren also Gefangener und man entließ Sie ohne Lösegeld?

Der Oberst von Trend lachte, als seine Panduren mich ihm brachten und behaupteten, sie hätten den König von Preußen gefangen genommen.

Der Oberst von Trend kennt Sie also?

Sire, er sah mich sehr oft im Hause meines Vaters.

Weiter! Er erkannte Sie also?

Er erkannte mich, und sagte, er habe seine Panduren nicht nach mir, sondern nach dem König von Preußen ausgesandt, Ihn hätten sie gefangen nehmen sollen, nicht mich. Ich sei also frei, und könne gehen, wohin ich wolle. Damit ich dies aber nicht zu Fuß thun müßte, schenkte er mir eins seiner besten Pferde, und so bin ich hier. Wollen Euerer Majestät nun die Gnade haben, das Pferd zu besteigen?

Ich reite keine österreichischen Pferde, sagte der König mit hartem Ton.

Der junge Officier heftete einen Moment mit dem Ausdruck des Bedauerns seine Blicke auf dieses stolze und schöne Thier, dessen Mähnen flogen, dessen Augen blitzten, und das ungeduldig mit dem Vorderfuß im Sande scharfte, während es stolz und muthig seinen schlanken, kräftigen Hals wiegte.

Aber, wie gesagt, dieses Bedauern war schnell vorüber. Trend ließ den Zügel des Pferdes fallen, und indem er sich tief vor dem König verneigte, sagte er: ich bin zu Euerer Majestät Befehl.

Der König wandte einen Augenblick das Haupt zurück nach dem schönen Thier, welches schlank und zierlich wie eine Gazelle von dannen brauste und bald nur noch in der Ferne die Größe eines fliegenden Adlers hatte. Dann ging er hastig vorwärts auf der Straße nach Frankenstein, Beide schweigend, Beide auch

nicht einen Blick zurückwerfend auf das schöne Thier, welches herrenlos und von Niemandem als von seinem sichern Instinct geleitet, den Weg wieder eingeschlagen hatte, den es gekommen war.

Einmal indeß, bevor sie die Stadt erreichten, blieb der König stehen und heftete seine brennenden Blicke groß und voll auf das offene, jugendliche und schöne Gesicht Friedrich von Trend's.

Ich glaube, es wäre besser für Sie, wenn dieser Pandurenoberst nicht Ihr Verwandter wäre, sagte der König gedankenvoll. Es kann für Sie aus dieser Verwandtschaft nichts Gutes, sondern nur Unheil entstehen.

Friedrich von Trend erblaßte. Befehlen Euere Majestät, daß ich einen andern Namen annehme?

Nein, sagte der König nach kurzem Besinnen. Der Name ist ein heiliges Erbtheil, welches man von seinen Vätern überkommt und das man nicht leichtsinnig von sich schleudern darf. Aber seien Sie vorsichtig! Vorsichtig in jeder Weise! Verstehen Sie mich wohl, und denken Sie an meine Warnung, Herr Baron Friedrich von Trend!

XIV.

Das Lever einer Tänzerin.

In der Behrenstraße, welche damals eine der schönsten und vornehmsten Straßen von Berlin war,

herrschte heute ein ungewöhnliches Treiben und eine in dieser stillen Straße selten gesehene Lebendigkeit. Equipagen rollten herbei, elegante Reiter sprengten gefolgt von ihren Reitknechten daher, und diese Equipagen und diese Reiter fanden Alle ihr Ziel an derselben Stelle, sie hielten Alle an bei diesem großen schönen Hause, das seit einiger Zeit der Mittelpunkt aller vornehmen, eleganten und hoffähigen Cavaliere der preussischen Hauptstadt war. Auch heute war es wieder die Elite der guten Gesellschaft, welche diesem Hause zueilte, Fürsten und Grafen, Minister und Kammerherren saßen in den vergoldeten Kutschen, welche vor dem Hause anhielten, und unter den Reitern erkannte man sogar einige königliche Prinzen und den jungen Herzog von Württemberg.

Wer wohnte denn in diesem Hause? Zu wem eilten alle diese vornehmen Herren, und warum kamen sie Alle mit so ernsten bedenklichen Mienen, wie wenn man zu einem Begräbniß geht und in seine Züge wenigstens die Trauer legt, welche man nicht im Herzen fühlt? — War es irgend eine erkrankte fürstliche Person oder ein Mann von hoher Auszeichnung, welcher da wohnte? Ein Mann jedenfalls mußte es sein, denn es waren nur Männer, welche da zu Wagen und zu Pferde kamen und in dieses Haus eintraten. Aber bringt denn ein Mann dem andern Blumen? Ist es denn Sitte, daß man zu einem kranken Freunde mit duftenden Rosenbouquets und Veilchen und Orangen geht, und in silbernen Körben ihm seltene Süßfrüchte darbringt?

Nein, in diesem Hause wohnt kein Fürst und kein Staatsmann, in diesem Hause wohnt überhaupt kein Mann, sondern eine Frau. Wenn nichts destoweniger es nur Männer sind, welche da in ihren glänzenden

Equipagen und auf ihren stolzen Pferden herbeieilen, so kommt das daher, weil eine Frau, welche sich nicht durch ihre Geburt, sondern nur durch ihre Schönheit und ihre Künstlerschaft einen Namen gemacht hat, niemals von den Frauen anerkannt wird, die ihre Stellung in der Gesellschaft entweder dem Range ihres Vaters oder ihres Gemahls verdanken, Frauen, die stolz auf diese zufällige Begünstigung des Schicksals, sich für erwählte Tugendrichterin halten, welche zu Ehren der guten hergebrachten Sitte diejenigen Frauen aus ihrer Gemeinschaft ausschließen, welche es wagten, sich über die Mittelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit zu erheben.

In diesem Hause wohnt eine Künstlerin, die erste gefeierte Künstlerin des Theaters, die Signora Barberina.

Barberina! Das war ein sehr gehaßter und geliebter Name! Die Frauen sprachen ihn mit gerunzelter Stirn und verächtlichem Lächeln, die Männer mit strahlendem Auge und einem Lächeln des Glückes. Die Einen verwünschten ihn ebenso sehr, als die Andern ihn priesen. Und gewiß hatten Beide Recht! Die Frauen, wenn sie die Barberina haßten, welche ihnen die Anbetung und Huldigung der Männer entzog, die Männer, wenn sie dieselbe verherrlichten als die Blüthe der Schönheit, als ein holdes nie geahntes Wundermährchen voll feenhafter Lieblichkeit.

Gleich den beiden Parteien von der weißen und der rothen Rose, hatten auch hier sich zwei Parteien gebildet. Die eine Partei waren die Frauen, die andere die Männer, die Frauen kämpften um das Banner der verblaßten weißen Rose ihrer eigenen Macht und Herrlichkeit, die Männer scharten sich siegestrunken um das Banner dieser leuchtenden herrlichen Zauberblüthe,

um die rothe Rose, die schöne Signora Barberina. Aber es war ein ungleicher, gar nicht zweifelhafter Kampf; die rothe Rose Barberina mußte siegen, denn an ihrer Spitze stand ein mächtiger Feldherr, an ihrer Spitze stand der König!

Das Banner der weißen Rose mußte unterliegen, denn den Frauen fehlte eine Heerführerin! Vielleicht hätte es die Königin Elisabeth Christine sein können, vielleicht theilte sie in ihrem Herzen diesen Haß und diesen Zorn der andern Frauen. Aber ihre keuschen und schlichternen Lippen verriethen nichts von den heimlichen Stürmen ihrer Brust; ihr stilles sanftes Lächeln überschleierte immer ihre eingesargten Wünsche und die in ihrem Herzen begrabenen Hoffnungen. Man wußte kaum, daß diese sanfte, fromme, gottergebene Königin lieben könne, wie hätte man glauben sollen, daß sie auch zu hassen verstände! Nein, Elisabeth Christine haßte Niemand, selbst nicht die Barberina, dieses Weib, welches ihrem Herzen den letzten Dolchstoß gegeben und ihr zu ihrer verschmäheten Liebe auch noch die Todesqual der Eifersucht auferlegt hatte. Diese Eifersucht der Königin war indeß nicht gewöhnlicher Art; es war eine Eifersucht ohne allen Vorwurf, ohne allen Zorn, eine Eifersucht voll stillgeweinter Thränen und schmerzreicher Gebete. Auch hatte der König ihr niemals Veranlassung gegeben, sich über dies Verhältniß zur Barberina zu beklagen, sie wußte nicht einmal, ob der König jemals mit ihr sprach, jemals in ihre Nähe kam. Aber sie wußte, daß der König sie sah, und mit welchen Augen, und mit welchem Lächeln! Elisabeth Christine würde freudig ihr Leben hingegen haben, wenn der König Einmal nur sie so angeschaut, Einmal nur ihr so gelächelt hätte.

Aber, was Elisabeth Christine nicht wußte, das

war den Cavalieren und Herren des Hofes desto besser bekannt. Sie wußten, daß der König schon mehr als Einmal beim General Rothenburg mit der Signora soupirte hatte, daß er sich jedes Mal, wenn Barberina tanzte, hinter die Coulissen versügte und mit ihr sich unterhielt, daß er sogar seinem Hofmaler Pesne befohlen hatte, für ihn der Signora Bild zu malen.

War das nicht genug, um die Signora in den Augen jedes Hofcavaliers und jedes gewandten Diplomaten zu einer Schönheit ersten Ranges, zu einer Puissance zu erheben? Würde man sich nicht beeifert haben, sie als eine solche zu preisen, selbst wenn Barberina nicht das schöne, liebliche und anmuthige Geschöpf gewesen wäre, welches sie in der That war?

Man huldigte ihr daher als einer Königin, einer machtvollen Zauberin, man buhlte um ein Lächeln, einen Blick von ihr, man fügte sich demüthig in alle ihre kleinen Capricen und Launen, man zeigte ihr stets nur Unterwürfigkeit, Anbetung und Gehorsam.

Das von ihr bewohnte Haus in der Behrenstraße war daher von Besuchern und Bittstellern umlagert, wie der Pallast einer Feenkönigin, und die Barberina lebte darin wie eine wirkliche Königin. Sie hatte ihren vollkommenen Hofstaat, ihre Levers, ihre Courtage *), nur daß ihre Hofleute ihr freiwillig dienstbar waren und von ihr kein anderes Gehalt empfangen, als irgend ein freundliches Wort, ein heiteres Lächeln. Dieser Glanz, diese Anbetung, diese Aufmerksamkeiten, deren Mittelpunkt sie war, schienen gar keinen Eindruck auf das Herz der stolzen und selbstbewußten Künstlerin

*) Geschichte der Oper und des Opernhauses in Berlin. Von L. Schneider. S. 23.

zu machen. Sie war das Alles gewohnt, es überraschte sie gar nicht. Ihr Leben hatte einem einzigen großen Triumphzug geglichen, es war leuchtend und hell gewesen, wie ein im Sonnenglanz strahlender Frühlingmorgen. Freilich hatte sie auch ihre Schmerzen und sogar ihre Thränen gehabt, aber sie waren eben auch nur wie die in der Sonne schillernden, in Blumen ruhenden Thautropfen eines Frühlingmorgens gewesen, welche erst wie Diamanten leuchten und dann von der Sonne fortgeführt werden. Barberina hatte geweint, weil der König sie von ihrem Geliebten, dem Lord Stuart, getrennt und sie gezwungen hatte, ihr gegebenes Wort einzulösen und nach Berlin zu kommen. Jetzt weinte sie nicht mehr! Vielleicht weil sie zu stolz dazu war, vielleicht weil die Sonne der königlichen Gunst ihre Thränen getrocknet hatte.

Nein, Barberina weinte nicht mehr, aber es war auch selten, daß sie lächelte. Sie hatte jene stolze imposante ernste Schönheit der Römerinnen, welche niemals vergessen, daß sie die Töchter der einstigen Weltbeherrscherin sind, und immer auch die Würde und Majestät einer, wenn auch entthronten Fürstin erhalten haben. Barberina war ein gluthvolles, leidenschaftliches Weib, und die Leidenschaft schmückte sich mit flammenden Augensternen, mit durchsichtiger reiner Blässe, mit glühenden Purpurlippen, selten aber mit harmlosem Lächeln und gemüthlichem Scherz. Lachen gehört hatte man sie niemals, nur lachen gesehen; das erstere hätte ihrer stolzen Schönheit widerstanden, das zweite schmückte ihr Antlitz wie mit einem leuchtenden Sonnenstrahl. Und dennoch war diese stolze, gebieterische, ernste Schönheit von Anmuth, Lieblichkeit, Grazie und Milde umflossen, niemals herrisch, immer

weiblich und zart, niemals hochmüthig und überhebend, immer weich und fast demüthig in dem vollsten Gefühl ihrer eigenen Künstlerschaft, und doch in ihrer Demuth selbstbewußt, stolz und siegesgewiß. In dieser Stunde ganz nur glühendes, empfindungsvolles, hingebendes Weib, in jener mächtige, genievolle, schwärmerische, himmelstürmende Künstlerin, jetzt träumerisch, weich, indolent, nachgiebig und demüthig, dann flammensprühend, stolz, imposant und gebietend, — das war Barberina! Ein unergründliches Räthsel für Alle, unergründlich und unerforschlich wie das Meer, immer wechselnd und sich verwandelnd, aber immer großartig in ihren Verwandlungen.

Barberina hatte gestern Abend getanzt, aber mitten im Tanz war sie von einem Unwohlsein unterbrochen worden, einem Unwohlsein, welches sie ganz plötzlich, ganz ohne Vorzeichen überkam, gerade in dem Moment, als der König während ihres Tanzes im Opernhause erschien und sich auf seinem Lehnstuhl niederließ. Niemand hatte geahnt und gewußt, daß der König schon von seiner geheimnißvollen Reise nach Schlesien zurückgekehrt sei. Jedermann glaubte ihn noch dort, und die Balletvorstellung dieses Abends war nur für den Hof des Königs, ohne alle Berücksichtigung seiner selber, veranstaltet worden. Aber der König war unerwartet zurückgekehrt und, da er vernahm, daß die Vorstellung im Opernhause schon begonnen hatte, war er, nachdem er nur die Reisekleider gewechselt, dort hingeeilt. Gewiß nur, um dort die beiden Königinnen und seine Geschwister zu begrüßen, von denen er wußte, daß sie dort waren.

Barberina, wie gesagt, war eben im Tanz begriffen, als der König eintrat. Sie flatterte lächelnd, anmuthsvoll, eine graciöse zarte Libelle, eben über die

Bühne daher, ihr zarter Fuß berührte kaum den Boden, wie von Amoretten getragen und gehoben schwebte sie daher; aber plötzlich jetzt stockte ihr Fuß, schwand das Lächeln von ihren Lippen und die zarte Röthe von ihren Wangen. Mit einem leisen Aufschrei sank Barberina ohnmächtig zusammen.

Der Vorhang mußte fallen und die Vorstellung um eine Viertelstunde ausgesetzt werden. Der König, welcher sich eben mit der Königin Mutter unterhielt, schien wenig Interesse für das Unwohlsein der schönen Tänzerin zu haben, als aber der Baron von Sweerts kam und meldete, daß die Signora ernstlich unwohl und ganz außer Stande sei, diesen Abend weiter zu tanzen, erhob sich der König mit solchem Ungestüm von seinem Lehnstuhl, daß die Königin Mutter erstaunt und fragend zu ihm emporblickte, während Elisabeth Christine sich seufzend und erbleichend abwandte. Sie wußte diese heftige Bewegung ihres Gemahls sehr wohl zu deuten, sie, geleitet von dem Instinct ihrer Eifersucht, verstand dieses von Schmerz und Angst gequälte königliche Herz, das seine Unruhe gern unter dem Anschein des Zorns verbergen wollte.

Mesdames, sagte der König, es scheint mir, daß die Signora sich schon wieder einer ihrer Künstlerlaunen überlassen möchte und nicht tanzen will, weil ich gekommen bin. Man darf ihr aber eine solche Laune nicht gestatten. Ich werde ihr befehlen, weiter zu tanzen!

Und mit einer hastigen Verbeugung sich von den beiden Königinnen beurlaubend, eilte der König hinter die Couliissen, gerade zu dem Toilettenzimmer der Signora. Aber die Thür desselben war von innen verschlossen, und der König, welcher einen Moment unschlüssig an der Thür stand, hörte jenseits derselben

das laute Weinen und Schluchzen, das Nechzen, Sammern und Klagen der Signora.

Sie ist wirklich krank, murmelte der König.

Sie hat den Brustkrampf, sagte der Baron von Sweerts, welcher dem König gefolgt war.

Friedrich wandte sich hastig zu ihm um. Ist das gefährlich? fragte er mit einer Miene, welche deutlich seine Unruhe und Besorgniß verrieth.

Nicht gefährlich, Sire, aber der Arzt, welcher eben bei ihr war, hat es durchaus nothwendig erklärt, daß die Signora Ruhe habe und heute nicht mehr tanze. Befehlen Euere Majestät, daß eine andere Tänzerin die Rolle der Signora übernehme?

Nein, sagte der König, die Rolle gehört ihr und keine andere darf sie tanzen. Salimbeni und die Astringa sollen einige Arien singen und dann mag es für heute Abend genug sein. Gehen Sie zu den Königinnen und sagen Sie, daß ich um Entschuldigung bitten lasse. Ich wäre nur gekommen, um sie zu begrüßen und zöge mich jetzt zurück, weil ich ein wenig erschöpft wäre von der Reise.

Und leicht mit dem Kopfe dem Baron den Abschiedsgruß zunicke, verließ der König das Opernhaus und begab sich in's Schloß zurück. Niemand ward diesen Abend mehr vorgelassen. Der König blieb ganz allein in seinem Kabinet, aber lange noch, wie Alles schon schlief, konnte man in der Stille der Nacht die leisen klagenden Töne seiner Flöte vernehmen. —

Barberina war krank! Das war es also, was die Gesichter aller dieser Herren, welche da in ihr Haus eilten, so trübe und bedenklich machte, deshalb kamen sie Alle, um sie zu sehen, um aus ihrem Anschauen Beruhigung und Trost zu schöpfen, deshalb wollte Je-

der ihr ein Zeichen seiner besonderen Aufmerksamkeit bringen, oder ihr mit diesen Blumen, diesen seltenen Früchten ein Lächeln, einen Blick abgewinnen.

Der Empfangssalon der Signora Barberina duftete wie ein Treibhaus von allen diesen herrlichen Blumen und Früchten, nur fehlte ihm noch die belebende Sonne, die lichtausstrahlende Majestät. Denn Barberina war nicht da, Barberina ließ alle diese Cavaliere noch immer vergeblich auf ihr Erscheinen warten. Doch war es die gewohnte Stunde ihres Levers, die Stunde, in welcher ihre Thüre für Jedermann offen war, und Jeder kommen durfte, welcher des Glückes theilhaftig war, der Signora vorgestellt worden zu sein.

Die Cavaliere standen oder saßen in einzelnen Gruppen da, und unterhielten sich in leisem Geflüster über die On dit des Tages, indem ihre Blicke sich von Zeit zu Zeit auf jene Portière von purpurrothem Sammet hefteten, hinter welcher sich das Boudoir der Tänzerin befand. Von dort her mußte sie kommen, dort mußte die Sonne aufgehen über diesem jetzt so trüben, von Geflüster, von Seufzern und Besorgnissen ganz verdampften Salon.

Barberina kam aber noch immer nicht. Sie lag in dem reizendsten Negligée von weißem Mouffelin, verziert mit Spitzen von wunderbar kunstvollem Gewebe, auf der blauseidenen Ottomane. Sie lag mit offenen Augen und über der Brust gekreuzten Armen und träumte. Ein weicher thränenfeuchter Schmelz verschleierte diese großen offenen Augen, welche sonst so viel feurige Blicke zu schleudern wußten, ein schwermüthiger Ausdruck zitterte auf diesen Lippen, welche sonst so viel Stolz und Entschlossenheit zeigten.

Barberina war allein, weshalb sollte sie also nicht

träumen und seufzen, und die Brillanten ihres Lächelns und ihrer feurigen Blicke ein wenig bei Seite legen, mit denen sie sich sonst vor der Welt zu schmücken pflegte.

Wovon träumten denn diese unergründlichen Augen, was sagten denn diese Seufzer auf den schwellenden Purpurlippen?

Wußte sie es selber oder wollte sie es nicht wissen? Kannte sie ihr eigenes Herz oder hatte sie es verschleiert vor ihren eigenen stolzen Blicken, welche sich vielleicht geschämt haben würden vor dem, was sie in ihrem Herzen lasen?

Eine Thür öffnete sich jetzt und ein junges Mädchen trat herein, eines dieser armen, unscheinbaren, demüthigen, sanften und ergebenen Geschöpfe, wie man sie immer in der Umgebung jeder Künstlerin findet, das *bête de souffrance*, an dem sie ihre Launen, ihre Kränkungen, ihren Aerger, ihren Zorn auszulassen pflegen, die demüthsvolle „Gesellschafterin“, welche die Künstlerinnen immer an ihrer Seite haben, wenn nur Aerger, Verdruß, Eifersucht und Enttäuschungen ihre übrigen Gesellschafter sind, welche sie immer in's Nebenzimmer verbannen, wenn sie sich in der Gesellschaft ihrer vornehmen Anbeter und reichen Courmacher befinden, und wenn sie selbst von Glück, Befriedigung und froher Laune strahlen.

Die Gesellschafterin der Barberina indeß hatte nicht dies harte und beklagenswerthe Loos der gewöhnlichen Gesellschafterinnen berühmter Künstler, sie war kein gemiethetes *bête de souffrance*, keine bezahlte Anstandsdame, sondern sie war Barberina's Schwester, und nur aus Liebe, aus zärtlichster Anhänglichkeit war sie der Signora nach dem kalten Norden, dem verhaßten Berlin gefolgt.

Barberina liebte ihre Schwester Marietta zärtlich, sie war die Gefährtin nicht bloß ihrer Leiden, sondern auch ihrer Freuden, Barberina hatte kein Geheimniß vor ihr, sie war immer gewiß bei ihrer sanften, verständigen, geduldigen Schwester Trost, Rath und ein offenes Ohr zu finden. Sie blieb daher auch jetzt, als Marietta zu ihr eintrat, ganz unverändert auf der Ottomane liegen. Vielleicht wußte sie kaum, daß Marietta da sei, bis diese dicht zu ihr herantrat und ihre Hand leise auf Barberina's Arm legte.

Sorella, sagte sie, stehe auf. Es sind viele Signori im Salon und warten auf Dich!

Sie mögen warten, erwiderte Barberina. Ich will heute Niemand sehen.

Es ist aber die Stunde, wo Du zu empfangen pflegst, Sorella, und wenn Du jetzt nicht kommst, so werden sie denken, daß Du noch immer unwohl bist.

Mögen sie es denken.

Aber sie werden es nicht bloß denken, Sorella, sondern es auch sagen, und sie werden allerlei Glossen hinzufügen.

Was denn? rief Barberina, indem sie sich halb emporrichtete. Was für Glossen, Marietta?

Es war gar zu unangenehm, daß Dein Unwohlsein Dich überfiel, gerade als der König erschienen war, sagte Marietta mit niedergeschlagenen Augen.

Barberina's Augen flammten. Ah, sie werden das in Zusammenhang bringen, sagte sie. Diese boshaften, lachenden, medisirenden Menschen werden jetzt sagen, Barberina sein in Ohnmacht gefallen, weil der König unvermuthet kam, weil die Freude sie überwältigt, das Glück, ihn zu sehen, ihre Sinne betäubte. Nicht wahr, das werden sie sagen? Das meinst Du?

Ja, das meine ich, flüsterte Marietta ganz leise.

Barberina flog von der Ottomane empor, zitternd, todesbleich, ganz Zorn und Gluth. Sie werden mich verhöhnen, sie werden mich verspotten, sagte sie, ihre beiden Arme zum Himmel emporschleudernd, als wolle sie sich einen Blitzstrahl herabreißen, um die ganze Menschheit zu zerschmettern. Sie werden sagen, daß ich, Barberina, daß ich den König liebe!

Das werden sie sagen, Sorella, sagte Marietta schüchtern.

Barberina faßte heftig ihre Hand. Aber Du, Schwester, Du wirst das nicht sagen, Du nicht! Du weißt, daß ich ihm einen tödtlichen Haß geschworen habe, Du weißt, daß ich ihn verflucht habe mit meinen Thränen, daß ich ihm niemals den Kummer und das Leid verzeihen kann, das er mir bereitet hat. Denke doch, Marietta, wieviel ich durch ihn gelitten, durch ihn geweint habe! Mein Leben glich einem einzigen, schönen Sommermorgen, einem Märchen voll Sternengefunkel und Perlenglanz. Er hat mir alle meine Sterne verdunkelt und die Perlen in Thränen verwandelt. Wehe ihm, wehe ihm. Ich habe geschworen ihn ewig zu hassen und Barberina hält ihren Schwur.

Du hast geschworen ihn ewig zu hassen, Schwester, aber die Menschen wissen das nicht, und weil sie das nicht wissen, verwechseln sie Deinen Haß mit dem, was sie Liebe nennen. Sie sehen, daß Deine Blicke leuchtender, strahlender sind, wenn der König da ist, und sie wissen nicht, daß es der Haß ist, welcher dann aus Deinen Augen leuchtet! sie hören, daß Deine Stimme leise zittert, wenn Du zu ihm sprichst, und sie wissen nicht, daß es wieder der Haß ist, der Dein Herz bewegt; sie sehen, daß Du wundervoller, bezaubernder tanzt, wenn der König da

ist, und sie wissen nicht, daß es der Haß ist, welcher Dich so schön tanzen macht, weil Du ihn zerschmetterten willst mit der Größe Deiner Künstlerschaft, ihn zu Boden drücken willst mit der Gewalt Deines Genies.

Ja, ja, so ist es! sagte Barberina hochathmend. Du allein kennst mich, Du allein verstehst es, in meinem Herzen zu lesen. Oh, oh, ich hasse diesen stolzen, grausamen König. Marietta, ich hasse ihn, und er verdient es, denn wie groß er immer sein mag, er hat doch ein kaltes, hartes Herz. Es ist wahr, er ist schön und erhaben! Der Genius leuchtet von seiner wunderbaren Stirn, und wenn er lächelt, so ist das, als ob ein Sonnenstrahl sein Antlitz verkläre. Seine Augen, diese großen unergründlichen Augen, sind so blau wie der Himmel und so tief wie das Meer, und wenn ich sie anschau, so meine ich darin die Geheimnisse der Tiefe und die Entzückungen des Himmels zu lesen, so meine ich die Engel jauchzen und die Wogen rauschen zu hören. Seine Stimme, wenn sie bittet, ist wie holde Musik, wenn sie befiehlt, wie majestätisches Donnern. Groß ist er vor allen Menschen, groß, denn er ist ein Held, ein Mann, ein König!

Und dennoch hassest Du ihn? fragte Marietta mit niedergeschlagenen Augen und einem kaum merklichen Lächeln.

Ein leises Beben durchflog Barberina's ganze Gestalt. Marietta's Frage hatte sie aus ihrer ganzen Begeisterung aufgeschreckt, sie war an ihr Ohr gedrungen, wie der Namensruf an das Ohr des Nachtwandlers, und hatte sie aus ihren Entzückungen emporgerüttelt.

Ja, sagte sie leise, dennoch hasse ich ihn, dennoch will ich ihn ewig hassen, denn wenn ich ihn liebte, wäre

ich das unglücklichste Geschöpf, würde ich mir selber fluchen, mich selber verachten, denn Er hat kein Herz, Er kann niemals lieben, und Schmach und Schande über das Weib, welches liebt, ohne geliebt zu werden. Er liebt nichts als sein Preußen, seinen Ruhm und seine Größe, und ich sollte ihn lieben? Du siehst, daß das ganz unmöglich ist, daß das niemals sein kann, daß ich lieber sterben würde, als diesen König lieben, welcher nicht das Herz eines Mannes hat.

Aber die Menschen werden es dennoch glauben, sagte Marietta. Sie können nicht auf den Grund Deines Herzens schauen, und Du mußt ihnen Deinen Haß verschweigen. Du darfst sie nicht ahnen lassen, daß Du aus Zorn und Verdruß, den König schon wieder zu sehen, gestern ohnmächtig geworden.

Sie werden glauben, daß es die Freude gethan! rief Barberina ganz außer sich. Sie sollen es nicht glauben, ich will es nicht!

Und wie eine gereizte Löwin sprang sie zu diesem kleinen Stilet hin, das dort, eine Reliquie aus ihrem schönen Heimathslande, auf ihrem Toilettentisch lag.

Ich will nicht, daß sie mich verspotten! rief sie stolz und zürnend, indem sie den goldgestickten weißen Atlaspantoffel fortschleuderte und ihren kleinen zarten Fuß emporhob.

Barberina, was willst Du thun? rief Marietta, als ihre Schwester das Stilet emporhob.

Das will ich thun, sagte sie mit einem köstlichen Lächeln, indem sie die Spitze des Stilets in ihre Fußsole stieß, daß das Blut in hellen Tropfen hervorströmte und den seidenen Strumpf mit Purpurstreifen durchzog.

Marietta stieß einen Schrei aus und stürzte zu ihrer Schwester hin.

Aber Barberina wehrte sie leise ab. Das tröpfelnde Blut hatte, wie es schien, ihrem glühenden Naturell eine Erleichterung, eine Erquickung gebracht. Sie war jetzt ganz ruhig, strahlend und stolz wie eine Königin. Ein köstliches Lächeln stand auf ihren Lippen und ließ zwei Reihen wundervoller Zähne sehen.

Ruhig, Marietta, sagte sie gebieterisch. Ich habe mich an einer unschädlichen Stelle verwundet, und die Wunde ist nicht tief. Aber doch tief genug, um Glauben zu verdienen, wenn ich sage, daß ich gestern auf der Bühne mir den Fuß an einer Glasscherbe verletzte, welche da von irgend einer zersprungenen Lampe hingefallen war.

Ah, deshalb also thatest Du es, Du böse stolze Schwester? rief Marietta, ihre Schwester mit strahlenden, bewundernden Blicken anschauend.

Ja, deshalb that ich es. Jetzt, Marietta, hole mir meinen Pantoffel wieder und gieb mir Deinen Arm. Wir wollen zu diesen Herren da in den Salon gehen.

Mit diesem blutenden Fuß, mit dieser offenen Wunde, Barberina?

Ja, mit diesem blutenden Fuß und dieser offenen Wunde. Aber es ist wahr, wir wollen erst ein wenig das Blut stillen, damit es nicht allzuheftig fließt! —

Die Cavaliere, welche die Signora in ihrem Salon erwarteten, machten immer bedenklichere, immer traurigere Gesichter. Barberina mußte sehr leidend sein, da sie ihre Anbeter so lange schmachten ließ, denn diese kleinliche Coquetterie, dieses wohlfeile „Sich Erwartenlassen“ lag sonst gar nicht in ihrer Weise. Aber eben, weil sie sehr leidend war, durfte man nicht gehen, bevor man Nachricht von ihr erhalten, bevor man wenigstens Barberina's Schwester gesprochen hatte.

Und endlich sollte ihr Warten belohnt, ihre Sorge gelindert werden. Die Portiere ward zurückgeschlagen, und da, auf den Arm ihrer Schwester gestützt, erschien Barberina.

Sie sah bleich aus und ein wenig leidend, ein schmerzliches Zucken zeigte sich zuweilen auf ihren Lippen, wie sie, immer gestützt auf den Arm ihrer Schwester, durch den Salon ging und hier und dort mit den Cavalieren eine jener leichten, graciösen, geistvollen und pikanten Unterhaltungen begann, wie nur sie deren Meisterin war.

Plötzlich indeß, mitten in einer dieser flatternden Conversationen, in denen man über Alles und über Nichts spricht, stieß Barberina einen leisen Schrei aus und ließ sich rasch auf einen Stuhl niedergleiten.

Ich glaube, sagte sie matt, ich glaube, mein Fuß blutet schon wieder.

Sie hob das Gewand ein wenig empor und streckte unter demselben ihren zarten Fuß hervor, diesen Gegenstand der Bewunderung Tausender in allen Ländern Europa's. — Wirklich, der weiße Atlaspantoffel war ganz geröthet von Blut, das schon aus dem Pantoffel herniederrann.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte von aller Lippen, und alle diese vornehmen ausgezeichneten Cavalieri umringten die Signora, welche bleich und matt auf ihrem Fauteuil lag, während Marietta zu ihren Füßen kniete und mit ihrem Taschentuch den Fuß umwickelte. Es war eine eigenthümliche Scene. Dieser glänzende, blumengeschmückte Salon mit seiner imposanten, wahrhaft fürstlichen Pracht, und inmitten desselben diese Gruppe von Herren, in ihren glänzenden, gestickten Hoffleibern oder Uniformen, geschmückt mit blitzenden Ordenskreuzen, die Signora umrin-

gend, welche da in ihrem reizenden Negligée auf dem Fauteuil lehnte, und deren blutender Fuß in dem Schooß ihrer knieenden Schwester ruhte.

Sie sind verwundet, Signora, Sie bluten? rief der junge Prinz von Württemberg mit einem solchen Ausdruck des Entsetzens, das man hätte meinen sollen, diese Wunde müßte augenblicklich den Tod der Signora herbeiführen.

Barberina blickte erstaunt zu ihm empor. Wußten Sie das nicht, Durchlaucht? ich dächte doch, Sie wären Zeuge meiner gestrigen Ohnmacht gewesen?

Gewiß war ich das, wie alle diese Herren. Aber was hat das mit Ihrem blutenden Fuß gemein?

Eine seltsame Frage, in der That, rief die Signora lächelnd. Wovon glauben Sie denn, Messieurs, daß ich ohnmächtig geworden wäre, wenn nicht vor Schmerz. Ich empfand plötzlich da unter meiner Fußsohle einen schneidenden, stechenden Schmerz, er durchzuckte mein ganzes Wesen wie mit einem electrischen Schlag und machte mich, wie Sie wissen, ohnmächtig. Da aber in den Ohnmachten das Blut erstarrt, so hatte auch das meiner Wunde nicht fließen können, und so bemerkte selbst der Arzt nicht die Veranlassung meiner Ohnmacht. Ich selber entdeckte dieselbe erst heute morgen an den Schmerzen, die mir das Gehen verursacht.

Mein Gott, welch ein entsetzliches Unglück! riefen die Herren. Welch ein furchtbares Mißgeschick! Unsere himmlische Tänzerin, welche sich gerade an ihrem Fuß verletzt hat. Wir werden dadurch des Glückes beraubt werden, Sie in ihrer göttlichen Kunst bewundern zu können. Wir werden lange Zeit nach dem Hochgenuß, Sie tanzen zu sehen, vergeblich schmachten müssen!

Beruhigen Sie sich, meine Herren, sagte Barberina lächelnd. Es wird ein Uebel von nur kurzer Dauer sein und gar keine schlimmen Folgen haben. Ich war auf eine runde Glasscherbe gesprungen, welche Gott weiß wie, auf die Bühne gefallen und durch den Schuh in meinen Fuß eingedrungen war, aber nicht tief genug, um mich ernsthaft zu verletzen. Es ist also nur eine leichte Schnittwunde, und einige Tage der Ruhe werden mich bald wieder herstellen. —

Jetzt, sagte Barberina mit einem triumphirenden Lächeln, als die Herren sie verlassen hatten und sie wieder mit ihrer Schwester allein war, jetzt wird Niemand mehr über mich lachen und spotten und an meiner unglückseligen Ohnmacht deuteln und flügeln; in einer Stunde wird die ganze Stadt wissen, weshalb ich gestern ohnmächtig geworden bin, und auch der König, hoffe ich, wird es erfahren.

Aber er wird es vielleicht nicht glauben, sagte Marietta achselzuckend. Er hat heute schon in aller Frühe Deinen Arzt zu sich kommen lassen und ihn sehr genau nach Deinem Unwohlsein ausgeforscht, und gestern im Theater, ich hatte gerade die Garderobe verlassen, um Dir ein Glas Wasser zu holen und kehrte mit demselben zurück, da sah ich den König, welcher vor Deiner Thüre stand und auf die Schmerzensschreie horchte, die Du ausstießest!

Ein wundervoller, strahlender Ausdruck verklärte jetzt Barberina's edles Angesicht und leuchtete aus ihren großen schwarzen Augen.

Der König war also selber hinter die Coulissen gekommen? fragte sie. Er stand vor meinem Zimmer? Er wollte also zu mir kommen? Und das sagst Du mir erst jetzt, erst heute, während Du doch wissen konntest —

Barberina verstummte und wandte das erröthende Antlitz ab.

Ich hätte freilich wissen können, daß es Dir, welche den König so glühend haßt, ein sehr angenehmes Gefühl gewesen wäre, zu wissen, daß der König vergeblich an Deiner Thüre gewesen und von der stolzen Tänzerin wie ein ganz gewöhnlicher Mann abgewiesen worden ist, sagte Marietta mit einem feinen Lächeln.

Ich habe ihn indessen nicht abgewiesen, flüsterte Barberina verlegen.

Nein, Du hattest nur den Kiegel vorgeschoben, weiter nichts.

XV.

Im Atelier.

Barberina hatte wohl Recht gehabt; ihre Wunde am Fuß war weder gefährlich, noch schmerzhaft, aber sie verhinderte sie doch einige Tage am Tanzen und legte ihr den Zwang der Ruhe auf. Der Arzt, dem sie ihren Fuß gezeigt und ihm gesagt hatte, daß sie jetzt erst die eigentliche Ursache ihrer gestrigen Ohnmacht entdeckt habe, untersuchte die Wunde mit einem ungläubigen Lächeln, und verlangte dann den Schuh zu sehen, dessen Sohle von der Glasscherbe nothwendig auch durchschnitten sein mußte; er wolle danach die Größe und Schärfe des schneidenden Instruments

ermessen und untersuchen, ob die Wunde wirklich durch eine Glasscherbe oder nicht vielleicht durch einen Nagel verursacht sei. Barberina erröthete, und befahl ihrer Schwester, den Schuh zu holen; Marietta ging hinaus und kam auch sehr bald mit einem weißen Atlaschuh zurück, der allerdings an der Sohle einen scharfen Schnitt zeigte. Der Arzt untersuchte ihn mit einem schweigenden Lächeln und erklärte dann, es sei wirklich eine Glasscherbe gewesen, welche den Fuß der Signora verletzte. Er verordnete daher nur einige kalte Umschläge, einige Ruhe, und versprach in einigen Tagen vollkommene Wiederherstellung. Dann, nachdem er die Signora verlassen, begab sich der Arzt, dem erhaltenen Befehl gemäß, sofort in das Schloß, um dem König Bericht zu erstatten. Er ward sogleich vorgelassen und der König selber kam dem Eintretenden einige Schritte entgegen.

Nun, fragte er hastig, ist die Wunde gefährlich? Wird die Signora der Bühne entsagen müssen?

Ah, Euere Majestät glauben gewiß nicht, daß die Signora Barberina einen geistigen Selbstmord begehen und ihre eigene Künstlerschaft ermorden könnte!

Ich verstehe Ihn nicht, sagte Friedrich ungeduldig. Spreche Er nicht in Räthseln.

Ich wollte sagen, Euere Majestät, daß die Signora sich absichtlich gewiß nicht so bedeutend am Fuß verwunden würde, um deshalb ihrer Kunst entsagen zu müssen.

Er meint, sie habe sich absichtlich verletzt?

Ich bin dessen ganz gewiß, Sire. Die Signora behauptet, beim Tanz auf eine Glasscherbe gesprungen zu sein. Ich verlangte den Schuh zu sehen, und man brachte mir allerdings einen Schuh, welcher auf der Sohle einen Schnitt hatte, aber er saß durchaus

an einer andern Stelle, wie die Wunde am Fuß, und war auch offenbar eben erst mit einem Messer gemacht worden. Daraus geht also hervor, daß die Signora die Wunde nicht bekam, indem sie diesen Schuh trug. Auch ist die Wunde überhaupt nicht durch Glas oder einen Nagel entstanden, sondern durch ein Stilet, denn sie ist dreischneidig. Die Signora hat sich ohne Zweifel diese Wunde mit dem Stilet zugefügt, das ich in ihrem Zimmer sah.

Des Königs Antlitz hatte sich immer mehr verfinstert während der Arzt sprach. Er preßte die Lippen fest aufeinander, welches bei ihm immer ein Zeichen war, daß ein Sturm in seiner Brust tobte, dessen laute Ausbrüche Friedrich zurückzuhalten strebte.

Das ist Alles, was Er zu sagen hat? fragte er dann.

Das ist Alles, Sire!

Gut! Besuche Er die Signora morgen wieder, und statte Er mir dann Bericht ab. —

Als der König wieder allein war, ging er lange mit übereinandergeschlagenen Armen im Zimmer auf und ab. Vergeblich war es, daß Biche, des Königs Lieblingshündin, von ihrem seidenen Polster sich erhob und zu ihm hinkam, um mit ihrem zierlichen Hals sich an ihn zu schmiegen. Der König achtete nicht auf sie, und sah gar nicht, wie das Thier, als verstände es die Traurigkeit seines Herrn, mit hängendem Schweif immer hinter ihm herging, und traurigen Blickes zu ihm emporschauete. Vergeblich war es, daß da in dem offenen Kasten neben dem Notenpult die neue von Quanz gefertigte Flöte lag. Der König berührte sie nicht, und mochte heute nicht, wie sonst, seine Unruhe mit den Tönen seiner Flöte beschwichtigen.

Einmal murmelte der König halblaut: Sie hat

es mir wohl geschworen, daß sie mich haßt. Sie hält Wort!

Dann wieder nach langem Sinnen schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben und näherte sich hastig der Thür.

Ich will selbst zu ihr, sagte er mit blitzenden Augen. Ich will sie zwingen, mir zu sagen, weshalb sie das gethan hat.

Aber auf der Schwelle der Thür blieb er stehen und drückte seufzend die Klinke wieder in das Schloß.

Nein, sagte er, ich darf das nicht thun. Ich darf nicht thun, was jeder Mann an meiner Stelle thun würde, Ich nicht, denn — ich bin der König! Ach, und die Menschen meinen, daß es so leicht sei, ein König zu sein, und daß die Krone dem Menschen, auf dessen Haupt sie gedrückt wird, gar keine Schmerzen verursache. Sie wissen nicht, daß oft unser Herzblut der Keim ist, der unsere Krone hält und festigt!

Er seufzte tief, und begann wieder sein gleichmäßiges Auf- und Abwandeln. Dann plötzlich blieb er stehen, und schüttelte sich, wie es der Löwe thut, wenn er nach langem Ruhen sich wieder zu neuer Thatkraft emporschwingt.

Oh, sentimental! sagte er mit einem traurigen Lächeln. Ich glaube, daß ein König auch dazu nicht das Recht hat. Fort also mit der Sentimentalität und den empfindsamen Seufzern. Wahrhaftig, was würde Maria Theresia sagen, wenn sie wüßte, daß der König von Preußen sentimental ist, und seufzt, wie ein verliebtes Mädchen. Würde sie nicht vermeinen, Schlesien schon wieder in der Tasche ihres Reisrocks zu haben?

Während der König so mit seiner Sentimentalität kämpfte, hatte die Signora Barberina einen weit schlim-

mern, einen weit gefährlichern Feind zu bekämpfen, einen Feind, welcher nicht, wie die Sentimentalität, Alles nur in sanfter Verschleierung der Schwermuth und in gedämpfem Licht und verblaßten Farben sieht, sondern welcher gar nichts sieht, und für gar nichts Auge und Sinn hat. Dieser Feind war die Langeweile. Ja, Barberina langweilte sich, oder vielleicht war es nur die Ungeduld, wieder auf der Bühne zu erscheinen, welche machte, daß ihr die Stunden so bleiern, schwer und träge dahinschlüpfen.

Sie lag den ganzen Tag auf ihre Ottomane hingestreckt, mit offenen Augen, schweigend, seufzend, und selbst Marietta's liebevolle Worte kaum mit einem Augenzwinken, einer freundlichen Antwort erwidern. Vergeblich schlug Marietta ihr vor, sich zu zerstreuen, indem sie ihre Freunde und Anbeter um sich versammle. Barberina erklärte, Gesellschaft sei ihr noch langweiliger als die Einsamkeit, und ließ ganz unerbittlich alle die vornehmen Herren, welche kamen, um ihr einen Besuch zu machen, abweisen.

Das dauerte zwei Tage, dann erhob sich Barberina plötzlich von ihrem Divan, und versuchte, trotz der Bitten Marietta's, zu gehen.

Es schmerzt gar nicht, sagte sie, indem sie weiter ging.

Du sagst das, wie es Arias gesagt haben mag, als sie dem Geliebten den Dolch hinreichte, sagte Marietta traurig.

Nur, daß ich keinen Geliebten habe, sagte Barberina. Nur, daß ich ganz allein bin, daß mich Niemand liebt, Niemand dieses arme, glühende, in Todesqualen zuckende Herz versteht.

Und wie sie so sprach, entstürzte ein Strom von

Thränen ihren Augen, und ihre ganze Gestalt erzitterte unter dem Sturm ihrer innern Leidenschaft.

Und das sagst Du, Sorella, Du, welche so viel geliebt, so viel angebetet wird? fragte Marietta.

Barberina schüttelte mit einem matten, verächtlichen Lächeln das Haupt. Kennst Du das Liebe? Ist dieses hohle Wortgezwänge, dieses ewige Einerlei nichts-sagenden Lobes, dieses Preisen meiner Schönheit, meiner Grazie und Kunstfertigkeit, ist das Anbetung! Geh, geh, Marietta, Du weißt, daß es nicht so ist; Du weißt, daß sie Alle sich nur mit mir schmücken wollen, wie mit einer seltenen fremdländischen Blume, welche nur deshalb schön ist, weil man sie theuer bezahlt hat, und welche man nur deshalb bewundert, weil sie fremd und selten ist. Du weißt, daß Keiner von allen diesen Männern mich liebt um meiner Selbst, sondern Alle nur um meiner äußern Erscheinung willen. Niemals bin ich einsamer, als umgeben von meinen Anbetern, niemals fühle ich mich weniger geliebt, als indem sie mir sagen, daß sie mich grenzenlos lieben. Oh, Gott, muß ich denn mein Herz einsargen und es begraben unter dem Schnee dieses kalten Nordens! Gott, Gott, gieb meinem Herzen ein Herz, das lieben kann, wie Barberina's Herz!

Sie schlug ihre beiden Hände vor ihr von Thränen überfluthetes Angesicht, und stand zitternd und schwankend, wie eine vom Sturm geschüttelte Lilie da.

Marietta trat zu ihr und legte voll tiefen Mitgefühls ihr Haupt an ihrer Schwester Schulter. Sie versuchte es nicht, sie zu trösten oder zur Ruhe zu ermahnen, denn sie wußte, daß es Schmerzen giebt, welche von Trostesworten wie von Dolchspitzen auf's Neue verwundet werden, und die sich erst austoben müssen, um sich zur Ruhe zu fänstigen. Sie kannte

die großartige und energische Natur Barberina's, und wußte, daß die Thränen bei ihr nur den Wolken glichen, welche sich erst abregnen müssen, um dann die Sonne desto herrlicher scheinen zu lassen. Auch hatte sie sich nicht geirrt. Als Barberina nach einiger Zeit wieder die Hände von ihrem Antlitz gleiten ließ, waren ihre Thränen längst versiegt und ihr Auge leuchtete wieder in dem gewohnten Glanz.

Ich bin eine Thörin, sagte sie mit einem wundervollen Lächeln, eine so große Thörin, daß ich vom Norden die Blüthen des Südens verlange, und von dem Eis fordere, sich in Feuer zu verwandeln. Als ob eine Schneelandschaft nicht auch ihre Berechtigung und Schönheit hätte, sogar ihre schauerlichen Schönheiten, wenn sie von Bären oder Wölfen belebt wird.

Nur wehe uns, wenn wir diesen Ungethümen begegnen, sagte Marietta, bereitwillig auf Barberina's scherzhafte Weise eingehend.

Warum wehe? fragte Barberina. Man bezwingt jedes Ungethüm und jede Gefahr, wenn man ihr nur recht fest in's Auge schaut. Aber nicht zu lange, Marietta, nicht so lange, bis Einem die Augen übergehen. Und jetzt, Corellina, genug der Sentenzen, genug der Moral. Die Regentage sind vorüber, die Sonne soll wieder scheinen. Ich will nicht mehr krank sein und da wie ein unbenutztes Spielzeug auf den Polstern liegen. Nein, nein, ich will gesund sein, und mit lustigem Flügelschlag wieder über die Welt hinflattern. Je höher man fliegt, desto näher ist man dem Himmel. Laß mich also fliegen, Corellina, fliegen so hoch mich meine Begeisterung tragen will. Denke auch nicht, daß ich, wie der arme thörichte Ikarus, mir Flügel von Wachs anheften will. Nein, nein, ich bin viel weiser, viel vernünftiger. Ich begnüge mich, mit

meinen Füßen zu fliegen, und wie eine Libelle umherzuflattern. Meine Füße sind ächt, und keine Sonne kann sie schmelzen. Denn sage mir, Marietta, sind sie nicht selber wie ein paar Sonnen? Verstehen sie es nicht, den todten Massen Leben einzuhauchen und kalte Herzen zu erwärmen und eisiges Blut zum Aufthauen zu bringen? Du siehst, ich habe mir die Sprache meiner Verehrer sehr wohl gemerkt, und wenn ich just keinen andern Anbeter neben mir habe, nun, so bete ich mich selber an.

Sie sagte das Alles mit lachendem Munde und blitzenden Augen, aber Marietta fühlte es doch, daß diese Heiterkeit nur eine erkünstelte, ihrem Wesen nicht natürliche sei, daß Barberina nur in dem Fieber ihrer geheimen Schmerzen so heiter lachen mochte.

Weißt Du, was ich jetzt beschlossen habe? fragte Barberina nach einer Pause, indem sie wie zufällig sich abwandte, um Marietta ihr Antlitz nicht sehen zu lassen. Da ich heute und morgen noch nicht tanzen kann, so will ich mich anderweitig nützlich beschäftigen. Das heißt, ich will zu Pesne und ihm einige Stunden zu meinem Portrait sitzen.

Obwohl sie ihr Antlitz abgewandt hatte, sah Marietta, wie tief sie erröthet sein mußte, denn ein Wiederscheit davon hauchte selbst ihren Hals und Nacken mit einem sanften Roth an.

Du willst in's Schloß fahren? fragte Marietta sanft.

Nicht in's Schloß, sondern nur zu Pesne, Marietta.

Sein Atelier ist aber jetzt im Schloß. Der König hat es so gewünscht, und so ist Pesne vom Lagerhaus in's königliche Schloß gezogen.

Meinetwegen, sagte Barberina leichtthin. Ich habe

ihm im Lagerhause gegessen, jetzt werde ich es im Schlosse thun.

Aber ich bin gewiß, daß es Dir sehr unangenehm ist, mit dem König, welchen Du hassst, unter Einem Dache zu sein, sagte Marietta mit kaum merklichem Lächeln. Du weißt vielleicht nicht, daß der König nicht in Potsdam, sondern in Berlin ist?

Barberina wandte sich zu ihr um, und legte mit einer heftigen Bewegung ihre beiden Arme um Marietta's Hals, und indem sie dann einen glühenden Kuß auf ihre Lippen drückte, flüsterte sie ganz leise: Ich weiß es, Sorinella! Aber ich gehe doch!

Barberina also fuhr in das neue Atelier des Malers Pesne, das heißt in das königliche Schloß, in welchem dasselbe sich jetzt befand. Der König liebte es sehr, das Wachsen und Gedeihen eines Kunstwerkes zu beobachten, und dem Werden und Entstehen desselben zuzuschauen. Er war oft, als Pesne an seinem großen Gemälde arbeitete, welches die keusche Diana, umgeben von ihren Nymphen, darstellte, zu ihm in's Lagerhaus gekommen, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Auch den Entwurf zu dem lebensgroßen Portrait der Barberina hatte er dort in Augenschein genommen, und dann, vor seiner Abreise nach Schlesien, befohlen, daß Pesne sein Atelier in's Schloß verlege, weil er, wie der König sagte, seinen Maler näher haben möchte.

Barberina also fuhr nach dem Schloß, das heißt nach dem Atelier ihres Malers. Leicht wie eine Gazelle hüpfte sie die hohen Stiegen hinauf. Ihr Fuß schmerzte sie gar nicht mehr, oder sie empfand diese Schmerzen nicht. Ungestüm und hastig wartete sie es kaum ab, daß ihr vorausgeeilter Diener sie dem Ma-

ler meldete, sondern trat gleich hinter ihm in das Atelier ein.

Pesne war da, und hieß die Signora freudig willkommen, aber sie sah vergeblich in dem Atelier nach ihrem Portrait umher.

Ist die Copie meines Ich's vielleicht auch wie das Original verunglückt? fragte sie.

Der Maler lächelte. Nicht doch, Signora; die Copie macht ebenso viel Furore, als das Original, eben weil es die Copie desselben ist.

Was heißt das?

Das heißt, daß Seine Majestät mit der Copie so sehr zufrieden war, daß er dieselbe seit gestern in seinem Studirzimmer aufgestellt hat, obwohl ich dagegen zu protestiren wagte, weil das Bild noch unvollendet ist. Der König indessen bestand darauf, indem er sagte, daß er das Portrait seinen Freunden zeigen und mit ihnen überlegen wolle, was dem Portrait noch fehle.

Niemals vielleicht, selbst in ihren glänzendsten Rollen, war Barberina schöner gewesen, als in diesem Moment. Ihr Antlitz strahlte wie in einer Verklärung. Mit diesem Lächeln und diesen Blicken wäre auch eine Häßlichkeit zur Schönheit geworden.

Dann also, sagte sie hochathmend, dann also bin ich vergeblich gekommen, und Sie können mein Gesicht heut gar nicht gebrauchen.

Nein, nein, Signora, Ihr Gesicht ist ein viel zu seltener Stern, als daß man nicht die kostbare Gelegenheit, wenn er leuchtet, benutzen sollte. Geruhen Sie, mich zu erwarten. Ich eile zum König und hole mir das Bild.

Ohne Barberina Zeit zu einer Antwort zu lassen, eilte Pesne hinaus und Barberina blieb allein. Was

war es, das ihr Herz höher klopfen machte und ein glühendes Roth auf ihre Wangen trieb! Warum richteten sich ihre Augen so oft auf die Thür, und mit einem solchen Ausdruck der Angst und des Zagens?

Da, da hörte sie Schritte im Vorzimmer! Barberina drückte angstvoll ihre beiden Hände auf ihr Herz; sie hatte ein Gefühl, als müsse es zerspringen.

Die Thür öffnete sich, Pesne kehrte zurück, aber allein, ohne das Bild.

Signora, sagte er, der König wünscht, daß die Sitzung heute unten in seinen Gemächern stattfinde. Seine Majestät will die Gnade haben, mir selbst einige Andeutungen zu geben, und mich auf einige Fehler aufmerksam zu machen. Ich habe also nur meine Palette und meine Pinsel zu nehmen, und wenn es Ihnen gefällig ist, gehen wir.

Barberina sagte kein Wort; sie war nur ganz bleich geworden, und ihr Gang war so unsicher und schwankend, daß sie, als sie die königlichen Gemächer durchschritten, mehrmals stille stehen und sich auf des Malers Arm stützen mußte, um nicht umzusinken. Ihr Fuß schmerzte sie immer noch sehr, sagte sie zu Pesne, und vielleicht glaubte er es ihr.

Sie traten jetzt in das Gemach ein, in welchem das lebensgroße Portrait der Signora auf der Staffelei aufgestellt war. In diesem Gemach befanden sich zwei Thüren, die eine, durch welche sie eingetreten waren, die andere, welche ganz unmittelbar in das Bibliothek- und Studirzimmer des Königs führte. Diese zweite Thür war indeß nicht geöffnet, und Niemand befand sich in dem Zimmer außer Barberina und dem Maler.

Der König ertheilt noch einige Audienzen, sagte

Pesne. Er hat mir befohlen, immerhin anzufangen, sobald er Zeit hat, wird er hierher kommen.

Fangen wir also an, sagte Barberina mit einem mühsamen Lächeln, indem sie sich auf einen Sessel niedergleitete ließ. Nur werden Sie mir heute erlauben müssen zu sitzen, und ich denke, das wird keinen Unterschied machen, da Sie es heute wohl nur mit meinem Gesicht und nicht mit meiner Gestalt zu thun haben.

Aber Pesne erklärte, daß es unmöglich sei, eine stehende Figur anders als im Stehen zu porträtiren, und daß das Gesicht einer Sitzenden ganz andere Formen, eine ganz andere Haltung, ganz andere Beleuchtung habe, wie das einer Stehenden.

Barberina mußte sich also, trotz ihres Fußes, bequemen zu stehen. Aber sie schien jetzt keine Schmerzen mehr zu empfinden, sie lächelte so glücklich, sie sprach so lebhaft, so geistvoll und pikant, daß Pesne zuweilen über dem Anschauen dieses belebten, geistvollen, schönen Angesichts vergaß, daß er nicht da sei, um sie zu bewundern, sondern um sie zu malen. Plötzlich stockte ihr Lächeln und mitten in einer angefangenen Phrase hielt sie inne.

Sie hatte da hinter sich die Thüre sich leise öffnen gehört, sie fühlte es an diesem stürmischen Klopfen ihres Herzens, daß sie nicht mehr mit dem Maler allein sei, und doch hatte sie nicht den Muth, nicht die Kraft, sich umzuwenden, sondern blickte ganz starr und unverwandt zu Pesne hin, welcher ganz ruhig weiter malte, weil er sehr wohl gesehen hatte, wie der König ihm mit der Hand gewinkt, ruhig zu bleiben und seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken.

Pesne also malte weiter und richtete an Barberina ganz harmlose und gleichgültige Fragen, die sie indeß

nur stockend und schüchtern beantworten konnte. Vielleicht hatte sie sich geirrt, vielleicht war sie wirklich noch allein mit dem Maler. Und doch hatte sie ein Gefühl, als ob das unmöglich sei, doch schien ihr, als sei plötzlich ein Lichtstrahl durch dieses Gemach gefallen, und habe brennend und mit verzehrender Gluth sich auf ihre Schulter geheftet. Sie sah nicht den Blick des Königs, aber sie fühlte ihn, sie fühlte, daß er hinter ihr stand, daß er sie beobachtete; ohne daß ein Geräusch, ein Wort, ein Blick ihr seine Annäherung verrieth, fühlte sie dieselbe.

Ich werde mich nicht bewegen, ich werde mich nicht nach ihm umwenden, dachte sie, aber ich werde todt zur Erde fallen.

Aber jetzt mußte sie sich doch umwenden, denn der König nannte ihren Namen und begrüßte sie mit einigen freundlichen Worten. Während sie sich verneigte, blickte sie schüchtern zu ihm empor. Wie kalt, gleichgültig und theilnahmslos sein Blick war, und doch hatte er sie seit Wochen nicht gesehen, und war sie seitdem krank und leidend gewesen. Jetzt fühlte sie wieder, wie glühend sie ihn hasse, und daß es wirklich nur der Zorn gewesen, welcher sie bei dem unvermutheten Wiedersehen des Königs ohnmächtig hatte werden lassen.

Aber dennoch mußte sie sich gestehen, daß der Ton seiner Stimme wie himmlische Musik an ihr Ohr klinge, daß jedes Wort, welches er sprach, ihr Herz bewegte, wie der Wind das Meer aufkräuseln macht.

Der König sprach über ihr Portrait; er hatte, wie er sagte, aus dem Anschauen desselben sich ein Studium gemacht, und nach den Fehlern und Mängeln desselben gesucht, wie Andere nach den Schönheiten und Vorzügen.

Dann zittere ich vor dem Urtheil Euerer Majestät, sagte Pesne.

Und ich muß gestehen, daß Er ein wenig Grund dazu hat, sagte der König. Ich habe das Bild nicht angesehen mit den Augen eines Liebhabers, sondern mit denen eines Kritikers, und solche Augen sehen bekanntlich sehr scharf und haben sogar Flecken in der Sonne entdeckt. Freilich hat das die Sonne immer nicht verhindert zu leuchten und zu glänzen, und Sonne zu bleiben, wie meine Kritik Sein Bild nicht verhindern wird, ein schönes Bild zu sein, welches nur von dem Original verdunkelt wird.

Vielleicht, Sire, sagte Barberina lächelnd, bin ich selber einer von den Flecken in der Sonne, und so mag es kommen, daß ich verdunkle, wie Euer Majestät sagen.

Sie sehen, Signora, wie wenig ich mich darauf verstehe, galant zu sein, sagte der König lächelnd, denn selbst wenn ich es versuche, eine Galanterie zu sagen, läßt sich dieselbe ganz gut in das Gegentheil verdrehen. Erlauben Sie mir also, ohne diese Schminke und Uebertünchung ganz einfach die Wahrheit zu sagen. Diese Wahrheit ist: Sie sind schöner als Ihr Portrait, und doch bewundere ich Pesne, daß er es verstanden hat, so viel von Ihrer Schönheit wiederzugeben, wie ich den Dichter bewundere, der die Macht hat, einen im Sonnenglanz ruhenden Frühlingsmorgen zu beschreiben und zu porträtiren.

Doch ist das vielleicht weniger schwer, als der Signora Bild zu malen, sagte Pesne mit einem komischen Seufzer. Ein Frühlingsmorgen hält wenigstens still und läuft nicht davon, und wechselt nicht in jeder Minute die Stellung, den Ausdruck und die ganze Physiognomie.

Der König lachte. Wahrhaftig, sagte er, es mag schwer sein, den Schmetterling bei seinen Flügeln zu erhaschen und ihn zum Stillsitzen zu zwingen, ohne dabei den Aetherstaub seiner Flügel zu verletzen. Aber male Er jetzt weiter, Pesne, ich will mich hinter Seinen Stuhl stellen und Ihm zuschauen.

Pesne ergriff wieder die Palette und begann zu malen. Barberina nahm wieder diese anmuthsvolle, leichte, schwebende Stellung ein, in welcher der Künstler ihre liebliche Erscheinung uns aufbewahrt hat. Sie war unbeschreiblich anmuthig in dieser schwebenden Haltung, mit diesen gerundeten Armen, diesen gespitzten Fingern, welche lose und zierlich das blumenverzierte Gewand faßten und ein wenig in die Höhe hoben, daß darunter der vorwärts gestreckte, auf den Zehen ruhende rechte Fuß sichtbar ward, unbeschreiblich anmuthig mit diesem leise zur Seite geneigten Haupt, mit diesen glühenden Augen, diesem anmuthsvollen süßen Lächeln.

Jedermann würde sie bewundern, und diese Bewunderung mindestens in seinen Mienen, seinen Blicken verrathen haben. Nur das Muth des Königs verrieth nichts davon, es war vollkommen gleichgültig, vollkommen kalt und ruhig. Barberina fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, und dann auf einmal zurücktretend, ihr Herz fast erstickte. Sie fühlte, daß es ihr unmöglich sei, dieses ruhige Anschauen, diese kalte Kritik über das Portrait und das Original länger zu ertragen, und doch schwur sie sich selber, dem König diesen neuen Triumph nicht zu bereiten, nicht zusammenzusinken, nicht ohnmächtig zu werden, und diesem kalten, stolzen Herzen nicht die Freude zu gönnen, daß sie in Zorn und gekränkter Eitelkeit aufflamme.

Aber ihr Körper war doch minder stark, als ihr Geist, und was Barberina's Kopf nicht wollte, das that ihr Fuß. Er versagte ihr, er verlangte Ruhe, und wider ihren Willen schwankte sie und erbleichte.

Sofort war der König an ihrer Seite, und fragte mit so theilnehmender, bewegter Stimme um den Grund ihres Erbleichens, daß Barberina ihr Herz davon erbeben fühlte in süßem Erschrecken. Er selber schob ihr den Sessel herbei und bat sie, sich zu setzen und auszuruhen, und sich zu erholen von dem ermüdenden Stehen. Sie dankte ihm mit einem süßen Lächeln, und meinte, daß es besser sein würde, wenn sie zu Hause führe, daß sie sich unfähig fühle, noch länger dem Maler zu sitzen, und sie sich daher, wenn der König es erlaube, zurückziehen wolle.

Eine Wolke flog über des Königs Stirn, und ein düsterer, fast trauriger Blick traf Barberina's Angesicht.

Nein, sagte er fast barsch, Sie sollen noch hier bleiben. Wir haben noch Geschäfte mit einander. Der Sweerts hat mir vorher Ihren Contract gebracht, damit ich ihn unterschriebe. Ich finde aber daran noch Einiges zu ändern, und hätte Sie deshalb heute zu mir beschieden, wenn der Zufall Sie nicht hierher geführt hätte.

Euere Majestät haben ganz über mich zu befehlen! sagte Barberina demüthig.

Wenn es sich um Geschäfte und Contracte handelt! rief der König mit einem rauhen Lachen. Ich will also nur von Geschäften mit Ihnen sprechen. Besne, Er sagt wohl beim Hinausgehen dem Lakayen, daß er den Baron von Sweerts zu mir bescheiden soll.

Er nickte dem Maler den Abschiedsgruß zu, und

indem er dann hastig die Hand Barberina's ergriff, führte er sie in das anstoßende Gemach, in sein Tusculum, welches vielleicht noch niemals von einem weiblichen Fuß war betreten worden, und das nur den vertrautesten und geliebtesten Freunden des Königs sich öffnete.

XVI.

Das Geständniß.

Barberina betrat dieses Gemach mit einem eigen-
thümlichen Bangen, mit zitterndem Herzen und hoch-
athmender Brust. Sie, welche sonst immer so stolze
und siegesgewisse Blicke hatte, schaute jetzt nur schüch-
tern und fast verlegen zu dem König empor, dessen
Antlitz ihr nie so schön und zugleich so imposant er-
schienen war, wie in diesem Moment. Schweigend
nahm sie auf dem Divan Platz, zu welchem der König
sie hinführte, indem er selbst ihr gegenüber auf einem
Fauteuil sich niederließ.

Es ist heute das zweite Mal, sagte der König mit
einem sanften Lächeln, das zweite Mal, daß ich die
Ehre habe, mit Ihnen allein zu sein, Signora. Als
ich Sie das erste Mal sah, schwuren Sie mir, daß
Sie den König von Preußen ewig hassen würden.

Ich sagte Euerer Majestät das, weil ich Sie nicht
kannte, sagte Barberina leise.

Hätten Sie mich gekannt, so würden Sie es mir

freilich verschwiegen haben, denn es ist leider unter den Menschen eine stillschweigende Verabredung, den Königen niemals die Wahrheit zu sagen. So erfuhr ich auch damals nur Ihre wahre Gesinnung gegen mich, weil Sie nicht wußten, daß es der König war, zu dem Sie sprachen. Oh, Signora, ich habe Ihre Worte von damals nicht vergessen! Ich weiß, daß Sie an jedem Tage zu Gott beten, „nicht mehr um Ihr Glück, denn das hat dieser grausame König zerstört, sondern nur noch um Rache, um Vergeltung an diesem Mann, welcher die Herzen anderer Menschen unter seine Füße tritt, weil er selber kein Herz hat.“

Euere Majestät sind sehr grausam, flüsterte Barberina.

Grausam, weshalb? Ich wiederhole Ihre Worte, weiter nichts! Grausam, weil ich sie nicht vergessen habe? Man vergißt nicht, was Barberina sagt. Darin wenigstens gleicht der König jedem andern Mann.

Und darin sollte er ihm am wenigsten gleichen. Das kleine Windspiel mag sich rächen, wenn man es beleidigt, der Adler verzeiht, und schwingt sich höher in die Lüfte, so hoch, daß er das arme Menschengewürm gar nicht mehr sieht und es vergessen kann. Euere Majestät gleicht so sehr dem Adler, warum wollten Sie nicht auch vergessen?

Weil ich nicht kann und auch nicht will. Ich erinnerte Sie nur an jene Stunde, weil ich Sie heute um eine ähnliche bitten möchte, weil ich wieder einmal von diesen stolzen Lippen die Wahrheit, dieses seltene Manna der Könige, empfangen möchte. Barberina, wollen Sie mir einmal wieder die Wahrheit sagen?

Wollen Euere Majestät mir alsdann die Gnade erzeigen, jenes erste Gespräch zu vergessen?

Nicht mehr Sie daran zu erinnern, das verspreche ich.

Ich danke Euerer Majestät. Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen.

Sie schwören mir das?

Ich schwöre es!

Nun denn! Warum haben Sie sich selber am Fuß verwundet?

Barberina zuckte zusammen und hatte nicht den Muth, diesen flammenden, durchbohrenden Blick des Königs auszuhalten. Sie senkte das Auge zu Boden und schwieg.

Die Wahrheit! rief der König gebieterisch.

Die Wahrheit! wiederholte Barberina entschlossen, und sie hob das Auge, welches jetzt flammte und glühte, wieder zu dem König empor. Ja, ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich habe mich am Fuß verwundet, weil ich —

Weil Sie, unterbrach sie der König heftig, weil Sie vor mir nicht tanzen wollten, weil Sie wußten, daß es für diesen armen, mattgehezten, einsamen, gelangweilten König ein Glück, eine Lebensfreude gewesen wäre, Sie tanzen zu sehen. Weil Sie sehr gut fühlten, daß Ihre Erscheinung für ihn das ist, was dem lebendig Eingefangten der erste Strahl der Sonne ist, der ihn trifft, wenn sich das Grab ihm wieder geöffnet hat; weil Sie ihn so sehr haßten, daß Sie ihm auch diesen Einen Genuß nicht gönnen wollten, nicht einmal an dem Abend gönnen wollten, an welchem der König von einer beschwerlichen und gefährvollen Reise hierher zurückkam, und in's Theater eilte, um Sie, Barberina, um Sie, ganz allein nur Sie zu sehen. Aber Ihr grausames und kaltes Herz war ohne Mitleid, ohne Sympathie; Sie wollten nichts, als Ihren Stolz befriedigen, und

Ihrem Stolz that es wohl, einen König, einen Mann, dessen Machtspruch Tausende erzittern macht, zu beleidigen und zu kränken. Sie fingirten also eine Ohnmacht, Sie unterbrachen sich mitten in Ihrem Lächeln, Ihrer bezaubernden Heiterkeit, Ihrem übermüthigen Libellenflug, um mit der ganzen Kunst einer Schauspielerin eine plötzliche Erkrankung zu heucheln, nur, um nicht weiter zu tanzen, nur, um den König zu kränken. Barberina, das war ein kleinliches, ein jammervolles Kunststück, welches Sie billig den Theaterprinzessinnen und den Kammerkätzchen überlassen sollten. Für diese ist solch Nürnberger Spielzeug gut genug, eine Barberina sollte sich nicht mit solchem Flitter behängen, und nicht aus kleinlicher Rachsucht zu einer jammervollen Lüge ihre Zuflucht nehmen. Und wie raffiniert Sie sind in Ihrer Bosheit, wie unermüdlich in Ihrem Haß! Nicht zufrieden damit, daß Sie an jenem ersten Abend eine Ohnmacht fingirten, haben Sie sich am andern Tage selber verwundet, und in Ihrer blutdürstigen Wuth gegen mich haben Sie sogar gegen sich selber gefrevelt. Eine Ohnmacht, das wußten Sie wohl, muß doch vorüber gehen, aber ein verletzter Fuß, das bleibt, das dauert vielleicht so lange, als der König hier ist, um sich ein wenig zu erholen von den Sorgen, den Gefahren und Anstrengungen seines Kriegslebens, und erst, wenn er wieder abgereist ist, wird der Fuß genesen. Ah, Signora, Sie sind eine ächte Tochter Ihres Landes, Sie verstehen Sich auf die Rache und den Haß, und Sie sind unersättlich darin. Nun denn, ich will Ihnen eine Freude machen, ich will Ihr Herz mit Entzücken erfüllen. Sie haben geschworen, mich zu hassen, Sie beten zu Gott, daß er Ihnen Rache gewähren möge an dem König von Preußen, welcher die Herzen unter

seine Füße tritt, weil er selber kein Herz hat. Nun denn, triumphiren Sie, Signora, Sie sind gerächt! Der König hat ein Herz, und Sie haben diesem Herzen wehe gethan!

Und ganz überwältigt, ganz übermannt von seiner innern Aufregung, sprang der König von seinem Sitz empor und trat an's Fenster, vielleicht um die Signora sein erregtes Antlitz nicht sehen zu lassen, vielleicht um seine glühend heiße Stirn an den Scheiben zu fühlen.

Plötzlich fühlte er seine Schulter leise berührt; hastig wandte er sich um. Barberina war es, welche ihm gegenüber stand, so stolz, so groß, so königlich und schön, wie der König sie nie zuvor gesehen. Eine energievollle Gluth sprach aus ihren Zügen, ein stolzer Entschluß flammte aus ihren großen glühenden Augen.

Sire, sagte sie mit ihrer vollen, sonoren Stimme, welche indeß ein wenig zitterte von diesen innern Stürmen, die sie unter den Schleiern äußerer Ruhe verbarg, Sire, ich habe Ihnen geschworen, Ihnen in dieser Stunde die Wahrheit zu sagen, ich werde meinen Schwur erfüllen. Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen! Mögen Sie mich nachher verachten! Immerhin! Ich werde an Ihrer Verachtung sterben, wie man an einem schnell tödtenden Gift stirbt, aber es ist besser zu sterben, als so zu leben. Ich will nicht, daß Sie mich für so kleinlich und erbärmlich halten, wie Sie es thun, merken Sie wohl, ich will es nicht! Sie haben mich der Lüge beschuldigt! Ich schleudere diese Beschuldigung von mir, wie man das ekle Gewürm fortschleudert, dessen Berührung uns anwidert. Sire, Sie sollen die Wahrheit wissen, und trafe sie mein Haupt wie ein Blitzstrahl und schleuderte mich todt zu

Ihren Füßen nieder. Oh, thäte sie es, ich würde sie segnen und im Sterben würde ich mich selig preisen. Die Wahrheit, Sire, die Wahrheit! Hören Sie! Es ist wahr, ich habe Sie gehaßt, denn Sie hatten meinen Stolz gebeugt, und die bewunderte Königin der ganzen Welt in eine arme, gemiethete, bezahlte Tänzerin verwandelt, welche man mit Gensd'armen und mit der Polizei zwingt, einen Contract einzuhalten und ihren Willen ihrer Pflicht zu opfern. Es ist wahr, ich habe Sie verwünscht, denn Sie haben mich gewaltsam von einem Manne getrennt, welchen ich liebte, der mich liebte und mir eine glänzende, reiche und ruhmvolle Zukunft zu bieten hatte. Es ist wahr, ich habe zu Gott gebetet um Rache, um Vergeltung! Aber Gott hat meine Gebete nicht erhört, Gott verdamnte mich um dieses Verbrechens willen, und richtete die Spitze dieses Dolches, den ich nach Ihnen zielen wollte, gegen meine eigene Brust. Ja, Sire, meine eigene Brust habe ich zerfleischt mit diesem Haß, den ich Ihnen geschworen, und an den ich mich anklammerte, wie der Gescheiterte sich an dem letzten Balken seines zerschellten Schiffes hält, um nicht unterzusinken. Aber ich, ich sank unter. Ein Tag kam, wo die Gebete des Zorns auf meinen Lippen sich wider meinen Willen in Gebete des Segens verwandelten, wo ich mit Entsetzen und Grauen mir sagte, daß vom Haß bis zur Liebe oft nur Ein Schritt ist, ein Schritt, welcher indeß über einen Abgrund dahingeht! Ich will Ihnen nicht sagen, Sire, was ich gelitten, wie ich gekämpft und gerungen, wie ich mich selber verwünscht, mich selber gehaßt habe, weil ich Sie nicht mehr verwünschen und nicht mehr hassen konnte. Eines Tages, als Sie nach Schlesien abreisten, sagten Sie zu mir: „ich denke immer an Sie!“ Oh, Sire, Sie wuß-

ten nicht, welch ein verauschendes Gift Sie da in mein Ohr träufelten, welch einen Zauber Sie damit über mein ganzes Leben ausbreiteten! Ich ging unter diesen Worten hin, wie unter einem goldenen Baldachin, freudetrunken, selig, götterstolz. Ich las diese Worte nicht bloß in meinem Herzen, ich las sie auf jeder Blume und auf jedem Blatt, ich las sie dort oben am Himmel mit Sonnenglanz und Sternensfunken hingeschrieben. Ich träumte von ihnen, wie man von Feenpalästen und von singenden Sternen träumt, und in jedem Vogelgesang und in jedem Triumphgeschrei, mit welchem die Menge mir zujuchzte, hörte ich nichts als diese himmlischen Worte: „ich denke immer an Sie.“ Ich lebte von ihnen, während Sie fort waren, ich schrieb sie mit meinen Blicken auf jenen leeren Sessel, der mir im Theater gegenüber stand, und dahin schaute ich, und ihnen zu Liebe tanzte ich! Aber plötzlich fand ich auf diesem Sessel nicht mehr bloß meine goldenen Sternensprüche, Sire, ich fand da zwei andere Sterne, zwei große wundervolle Augensterne, deren Glanz meine Sinne verwirrte, weil ich nicht vorbereitet war. Nein, Sire, es war keine elende Theaterkomödie, kein erlerntes Kunststück. Ich sank ohnmächtig zusammen, als ich Sie sah, es war eine wirkliche Ohnmacht, und von jener Stunde an weiß ich, daß man nicht stirbt vor Freude und Entzücken, daß man nur ohnmächtig wird. Ich weinte die ganze Nacht, Sire, Gott weiß, ob vor Entzücken oder vor Scham. Am andern Tage, ja, da habe ich eine Lüge begangen. Ich stieß mein Stilet in meinen Fuß, um die Welt zu hintergehen, weil ich nicht wollte, daß die Menschen wüßten, was nur Gott wissen sollte, daß Barberina in Ohnmacht gefallen, weil sie den König sah und weil sie fühlte, daß sie ihn nicht mehr haßte,

sondern ihn anbetete! — Jetzt, Sire, wissen Sie die Wahrheit! Leben Sie wohl!

Sie stürzte der Thür zu, aber der König eilte ihr nach, er riß ihre Hand von der Thür fort, er zog sie zurück, ungestüm, sprachlos, aber mit leuchtenden Augen, freudestrahlend.

Sie werden bleiben, sagte er, ich befehle es Ihnen! Ich, nicht der König, sondern ich, —

Er neigte seine Lippen an ihr Ohr und flüsterte ganz leise zwei Worte, welche Barberina's Wangen mit einer leuchtenden Purpurgluth überhauchten.

In diesem Augenblick klopfte es außen an die Thür, die Portiere ward langsam zurückgeschlagen und das bleiche franke Gesicht Frederisdorf's schaute herein.

Sire, sagte er, Euer Majestät haben befohlen, den Baron von Sweerts rufen zu lassen. Er ist hier und wartet auf Seiner Majestät Befehle.

Er mag kommen, sagte der König, und als Frederisdorf hinausgegangen war, fügte er mit einem lächelnden Blick auf Barberina hinzu: ich denke, er kommt gerade zu rechter Zeit. Wir müssen unsern Contract unterzeichnen. Der Sweerts mag als Priester dabei fungiren.

Dann ging er dem eintretenden Intendanten entgegen und forderte ihn auf, sogleich den Contract der Signora Barberina herbeizuholen.

Er nahm ihn aus den Händen des Intendanten und überlas ihn noch einmal. Es ist gut so, sagte er, nur einige Kleinigkeiten sind noch daran zu ändern.

Er trat zu seinem Schreibtisch, und sich auf den Lehnstuhl vor demselben niederlassend, schrieb er mit hastiger Hand einige Worte in den Contract.

Signora, sagte er dann, sich rückwärts wendend, beliebt es Ihnen, einen Augenblick hierher zu kommen?

Barberina, seltsam befangen und erröthend, näherte sich dem König. Im Hintergrunde des Zimmers sah man den Baron von Sweerts, der mit einem pfiffigen Lächeln nach dem König und der Barberina hinüberschauete. Neben ihm stand Frederisdorf, dessen bleiches, schwermüthiges Gesicht sich von der dunkelrothen Sammetportiere hinter ihm wie aus einem Rahmen emporhob.

Lesen Sie, sagte der König zur Barberina, indem er mit seinem schlanken, weißen Zeigefinger auf die Worte hindeutete, welche er eben geschrieben.

Barberina, hinter dem sitzenden König stehend, neigte sich vorwärts über seine Schulter. Ihr Athem berührte seine Wange, sein feines duftiges Haar streifte ihre Stirn, so nahe waren sie nebeneinander.

Haben Sie gelesen? flüsterte der König.

Ja, Sire, hauchte sie ganz leise. Aber als jetzt der König, sein Haupt ein wenig mehr seitwärts wendend, seine flammenden Blicke auf sie heftete, schlug Barberina ganz schamvoll und verwirrt das Auge nieder.

Wollen Sie unterzeichnen? fragte er leise.

Ich will es! sagte sie kaum hörbar.

Sie wollen sich verpflichten, die nächsten drei Jahre hier zu bleiben, und in diesen drei Jahren sich nicht zu vermählen? *)

*) Der Contract der Barberina sicherte ihr auf drei Jahre ein Gehalt von siebentausend Thalern mit fünf Monaten Urlaub im Jahr, doch mußte sie sich contractlich verpflichten, in diesen drei Jahren sich nicht zu verheirathen. Siehe: L. Schneider, Geschichte des Berliner Opernhauses pag. 27.

Ich will es, Sire!

Nehmen Sie also die Feder und unterzeichnen Sie unsern Contract. Sweerts, kommen Sie hierher und unterzeichnen Sie, und Du, Frederisdorf, halte Deine Siegel bereit. Der Contract ist fertig!

Ein trauriger Contract, wirst Du sagen, fuhr der König lächelnd fort, indem er sich an Frederisdorf wandte. Ein trauriger Contract, welcher die Signora ebenso mißhandelt, wie der König es mit mir thut. Der König ist ein wahrer Ehehasser, nicht wahr? Nein, nein, Frederisdorf, ich will Dir den Beweis geben, daß Du Dich irrst. Man hat mir gesagt, daß der Grund Deiner jetzigen Krankheit darin beruht, daß ich Dir nicht erlauben wollte, Dich zu vermählen. Nun denn, Frederisdorf, ich will heute nicht hartherzig sein. Ist doch meiner Ehescheu heute schon ein unschuldiges Opfer gefallen, hat doch die schöne Signora Barberina meinem Wunsche nachgeben und sich verpflichten müssen, unvermählt zu bleiben. Um ihretwillen, Freund, begnadige ich Dich! Gehe hin und nimm Dir das Weib, welches Du liebst, und wenn der Priester Euch zusammen gethan, sollst Du mit Deiner Frau eine kleine Lustreise nach Paris machen, auf meine Kosten, versteht sich! *)

*) Frederisdorf, nachdem er endlich vom König die Erlaubniß zu seiner Verheirathung mit der Tochter des reichen Banquier Daun erhalten, vermählte sich mit ihr und machte eine Reise nach Frankreich, von der er aber düsterer und schwermüthiger, als je zuvor, zurückkehrte. Seine Leidenschaft, Gold zu machen, steigerte sich immer mehr. In Potsdam baute er sich zu diesem Zweck ein großes Laboratorium, ebenso in Berlin in seinem Hause in der großen Friedrichstraße Nr. 210. Seine Gehülfin und Gefährtin bei diesen chemischen Versuchen war indessen nicht seine Frau, sondern eine damals sehr bekannte Wahrsagerin, Namens Dürstehaupt. Frederisdorf starb im Jahre 1758. Siehe: Rödtenbeck Tagebuch S. 37.

Frederisdorf neigte sich über die dargereichte Hand des Königs und bedeckte sie mit seinen Thränen und mit seinen Küssen.

Barberina's Augen ruhten mit einem Ausdruck seligen Entzückens auf dem schönen, strahlenden Antlitz des Königs.

Sie hatte ihn sehr wohl verstanden, sie wußte, daß der König heute Alle, die ihn umgaben, glücklich zu machen wünschte, weil er selber sich glücklich fühlte.

XVII.

Der Verräth'er.

Herr Baron von Pöllnitz fühlte sich heute sehr unbehaglich. Seit drei Tagen sann er vergeblich, dieser Unbehaglichkeit ein Ende zu machen, und seit drei Tagen wollte ihm durchaus kein Mittel dazu einfallen. Herr von Pöllnitz befand sich in jenem antediluvianischen Zustand, in dem selbst Adam nur so lange sich befand, als er im Paradiese verweilte. Er hatte wie Adam, kein Geld. Aber das war durchaus kein paradiesischer Zustand, sondern ein sehr unseliger, der sogar das Herz des unerschütterlichen und tapfern Barons mit einigem Entsetzen und Bangen erfüllte. Was sollte aus ihm werden, wenn der König sich diesmal nicht über ihn erbarmte, nicht Mitleid hatte mit seiner Noth, welche er ihm in einem sehr beweglichen

und schönen Briefe geschildert hatte, auf den er vergeblich seit diesem Morgen die Antwort erwartete.

Was sollte er beginnen, wenn der König hartherzig und grausam blieb? Aber nein, das war ja unmöglich, der König konnte so weit nicht gehen, es war eine Art heiliger Pflicht für ihn, sich des langjährigen, treuen Dieners seines Hauses, welcher schon dem dritten Könige Preussens diente, zu erbarmen. Pöllnitz gehörte gewissermaßen zur königlichen Familie, er war ein übernommenes Inventarium, und das darf man nicht geringschätzen, nicht bei Seite werfen.

Er hatte alle seine Mittel erschöpft, er hatte geborgt bei Juden und Christen, er hatte mit schönen Redensarten und erheiternden Erzählungen aus den sonst unbezwingbaren Taschen reicher Spießbürger sogar Geld hervorgelockt, alle seine Freunde hatten ungelöste Geldscheine von ihm aufzuweisen, sein eigener Bedienter sogar hatte sich bethören lassen, und die Ersparnisse langer Jahre seinem Herrn geopfert. Er, wie gesagt, hatte Jahre lang daran gespart und doch war die Summe kaum groß genug gewesen, daß Pöllnitz davon eine Woche lang den noblen Cavalier, den reichen, verschwenderischen, großmüthigen Herrn spielen konnte.

Mein Gott, welche Opfer hatte er nicht schon seiner Geldnoth gebracht, welche Demüthigungen hatte er nicht um ihretwillen schon erleiden müssen, und alles vergeblich! Vergeblich, daß er drei Mal schon seine Religion gewechselt hatte, daß er sich so weit herabgelassen, eine Kaufmannstochter, ja, sogar eine reiche Schneiderstochter heirathen zu wollen. Alles war ihm fehlgeschlagen, und sogar die Schneiderstochter, sogar Anna Prickerin, hatte ihn verschmäht.

Und doch hätte Alles noch gut gehen können, sagte

er, indem er jetzt eben sein Leben überdachte, ja Alles hätte noch gut werden können, wenn der König nicht diesen formidablen Einfall gehabt hätte, das Verbot, mir Geld zu leihen, austrommeln zu lassen. Es hat mir sehr geschadet und mir fürchterliche Mühe und Quälerei verursacht. Es war eine raffinirte Grausamkeit, für die ich eines Tages Vergeltung üben werde, wenn der König sie nicht wieder gut macht. Ha! Da kommt eine königliche Ordonnanz dahersprengt. Sie hält vor meiner Thür. Gott sei Dank! Der König antwortet mir, das heißt, der König schickt mir Geld!

Er war kaum im Stande, seine Würde so weit zu bewahren, daß er nicht selbst hinauslief, dem Boten des Königs entgegen, und nur der Gedanke hielt ihn zurück, daß er nothwendig alsdann ein anständiges Douceur zahlen müsse, welches er indessen lieber sich selber gegeben haben würde.

Endlich kam der Diener und übergab ihm einen Brief. Ich hoffe, sagte Herr von Pöllnitz würdevoll, ich hoffe, Du hast dem Boten des Königs eine anständige Belohnung gegeben?

Nein, Herr Baron, ich habe ihm nichts gegeben.

Nichts? schrie Herr von Pöllnitz. Und das wagt dieser Mensch mir in's Gesicht zu sagen und er fürchtet nicht, daß ich ihn sofort aus meinem Dienst entlasse! Oh, es ist eine Schmach sonder Gleichen. Ich, ein Reichsbaron, der Ober-Ceremonienmeister des Königs, lasse einen seiner Boten, welcher mir einen Brief bringt, unbelohnt aus meinem Hause gehen. Esel, wenn Du kein Geld hattest, warum kamst Du alsdann nicht zu mir, warum ließest Du Dir nicht von mir einen Ducaten geben.

Wenn mir Euere Gnaden einen Ducaten geben

wollen, so will ich dem Boten nachlaufen, ich weiß ihn zu finden, denn er ist hier geradeüber zu dem General Rothenburg gegangen.

Mache, daß Du hinauskommst, Tölpel, und verschone mich mit Deinen Dummheiten, schrie Herr von Pöllnitz, indem er die Hand erhob und ganz bereit war, sie auf den Rücken seines demüthigen Dieners niederfallen zu lassen. Dieser entfloß eilig aus dem Gemach und Herr von Pöllnitz war nun wieder allein mit seinen Zukunftsträumen.

Er erbrach hastig das Siegel des königlichen Briefes und schlug ihn auseinander. Nicht vom König selbst, sondern nur von Frederisdorf, murmelte er unwillig und begann zu lesen. Aber während des Lesens verfinsterte sich seine Stirn immer mehr und seine Lippen murmelten Worte der Verwünschung und des Zorns.

Abgeschlagen! rief er, als er zu Ende gelesen und das zusammengeballte Papier ingrimmig zu Boden schleuderte. Abgeschlagen! Der König hat kein Geld für mich! Der König gebraucht all' sein Geld für den Krieg, der eben wieder ausbricht, und wenn ich mich davon überzeugen will, soll ich heute Abend um eilf Uhr mich am mittleren Portal des Schlosses finden. Da soll ich sehen, daß der König kein Geld hat. Seltsame Zumuthung! Ich würde lieber hingehen, um zu sehen, daß er Geld hat, denn wenn er das hat, so giebt es zuletzt immer noch ein Mittel, etwas davon zu bekommen. Indes werde ich jedenfalls hingehen. Ein seltsames Rendezvous, in der That. Ein nächtliches Rendezvous zwischen einem banquerotten Reichsbaron und einer leeren Börse! Man könnte eine Tragödie daraus machen. — Aber wenn der König kein Geld hat, so muß ich sehen, es

anderswo zu bekommen. Ich will also noch einen letzten Versuch machen. Gehen wir zu Trend.

Und der würdige Reichsbaron machte seine Toilette und begab sich in die Wohnung des Lieutenant von Trend. Der junge Officier hatte seit einigen Wochen eine sehr glänzende Wohnung bezogen, er hatte seinen Empfangsaal, in welchem sich die kostbarsten Meubles und einige seltene Kunstwerke befanden, er hatte sein Vorzimmer, in dem zwei reichgallonirte Diener seiner Befehle harrten, und seinen Pferdestall, wo zwei Knechte für diese vier herrlichen Pferde von acht arabischer Race zu sorgen hatten.

Woher kam dem Herrn von Trend dieser ungewöhnliche Reichthum? Woher nahm er die Mittel, um diesen, für einen jungen Officier wenigstens sehr auffallenden Luxus zu treiben? Niemand wußte das. Es war eine offene Frage, welche die Kameraden des jungen Officiers außerordentlich beschäftigte und ihnen vielerlei zu denken gab. Doch begnügten sie sich nicht immer mit dem Denken, sondern faßten auch zuweilen ihre Gedanken in Worte, einige davon waren auch zu Trends Ohren gelangt, und sie mußten demselben sehr beleidigend erschienen sein, denn er hatte Demjenigen, welcher sie gesprochen, darauf im Duell mit einem Säbelhieb geantwortet, welcher seinem zerfetzten Mund für lange Zeit das Sprechen unmöglich machte.*)

Pöllnitz ward von Friedrich von Trend, welcher eben dabei war, sein Diner, und diesmal ausnahmsweise allein, einzunehmen, auf das Herzlichste empfangen und nahm bereitwillig an der Tafel Platz.

Ich komme eigentlich nicht, um mit Ihnen zu essen, sondern um mich über Sie zu beklagen, sagte

*) Friedrich von Trend's Lebensgeschichte. Bd. I. pag. 42.
Mühlbach, Berlin und Sanssouci 2c. II.

Pöllnitz, indem er mit äußerster Gewandtheit ein Rebhuhn tranchirte, und zwar so, daß das beste Stück auf seinen Teller fiel. —

Sie wollen sich über mich beklagen? wiederholte Trend, ein wenig verlegen. Habe ich Ihnen denn dazu Veranlassung gegeben, theuerster Freund?

Allerdings haben Sie das gethan, eben weil ich Ihr theuerster Freund bin. Mit einem Wort: warum haben Sie mir Ihr Vertrauen entzogen? Warum begleite ich Sie nicht mehr auf Ihren höchst romantischen, mondscheinstrahlenden Tugendfahrten? Warum liege ich nicht mehr als zähnefletschender Tugendwächter vor der Balconthür, wenn Sie mit Ihrer Dame Mond und Sterne zu Zeugen Ihrer Liebe anrufen? Warum bin ich abgesetzt?

Darauf habe ich nur zu antworten, daß ich selbst nicht mehr auf den Balcon komme.

Das heißt?

Das heißt, daß meine Sterne erloschen und meine Sonne untergegangen ist, daß es mir gleich Ihnen ergangen ist, und daß ich abgesetzt bin.

Pöllnitz sah seinem jungen Freund mit einem so scharfen, listigen Blick in's Gesicht, daß dieser besangen das Auge senkte. Dann brach er in ein lautes Lachen aus. Lieber Trend, sagte er, die Lüge nimmt sich auf Ihrem hübschen Gesicht wie ein Stockfleck auf der glänzenden Fläche eines Apfels aus. Sie sind noch viel zu jung, um sich auf die Lüge zu verstehen, und ich bin viel zu alt, um mich belügen zu lassen! Oder wie? Wollen Sie mich etwa glauben machen, dieser Luxus, welcher Sie umgiebt, werde von Ihrer Lieutenantzgage bezahlt?

Sie vergessen, daß mein Vater mir das Gut

Groß Scharlach hinterlassen hat und daß ich es für achthundert Thaler jährlicher Rente verpachtet habe.

Ich bin ein zu guter Rechenmeister, um nicht zu wissen, daß das kaum für Ihre Pferde und Ihre Dienerschaft ausreicht.

Nun denn, Sie mögen Recht haben. Für das Uebrige sorgt mein allzugütiger Herr, der König. Er hat mir im Laufe dieses Jahres dreihundert Friedrichs-d'or geschenkt. *) — Ich denke, Sie kennen nun die Quelle meines Aufwandes und werden mir nicht mehr die Beleidigung zufügen, zu glauben —

Daß Ihre Liebe gar nichts mit den irdischen Dingen zu schaffen hat, nein, das glaube ich Ihnen nicht, diese Beleidigung füge ich Ihnen nicht zu, ebenso wenig als die andere, zu glauben, daß man Sie aufgegeben hat. Ah, lieber Freund, ich allein habe mich also zu beklagen, denn ich allein bin aufgegeben, und warum bin ich das? War ich nicht discret, dienstbereit und jederzeit willig?

Gewiß waren Sie das? Aber ich wiederhole Ihnen nur, es ist alles zu Ende. Der schöne Traum ist ausgeträumt.

Sie sprechen im Ernst?

Im vollsten Ernst.

Nun denn, so will auch ich ernsthaft sprechen. So will ich Ihnen erzählen, was Sie nicht zu wissen scheinen. Ein Gärtnerbursche, welcher ungewöhnlich früh aufgestanden war, um einige seltene Blumen, die im Garten zu Monbijou stehen, vor der Morgenkälte zu schützen und mit Matten zu belegen, hat die beiden Gestalten auf dem Balcon bemerkt und ihr leises Geflüster gehört. Er hat seine Entdeckung dem Ober-

*) Friedrich von Trend's Lebensgeschichte. Bd. I. pag. 63.

gärtner, und dieser dem Haushofmeister der Königin Mutter mitgetheilt. Man beschloß, den Balcon zur Nachtzeit genau zu bewachen; die tugendhafte und argwöhnische Königin vermuthete, daß die Hofdame Fräulein von der Marwitz den Balcon zu einem Rendezvous benutze, und war schon fest entschlossen, die Dame sofort, wenn sie Beweise habe, zu entlassen. Zum Glück theilte sie ihren Verdacht der Prinzessin Amalie mit, und Sie begreifen, daß der Balcon nun in jeder Nacht verödet und einsam blieb.

Ich begreife das!

Sie begreifen ferner, daß man dies Ereigniß als einen Wink des Schicksals betrachtete und sich sorgfamer vor Entdeckung hüten wollte. Man stellte daher nicht blos die Balconsfahrten ein, sondern man beschloß auch, den Vertrauten und Freund, der bis dahin die Liebesbriefe hin- und hergetragen, und die Rendezvous vermittelt hatte, außer Thätigkeit zu setzen und diesen lästigen Mitwisser zu entfernen.

Man ging noch weiter, unterbrach ihn Friedrich von Trend mit tiefem Ernst. Man war allerdings durch diesen Wink des Schicksals gewarnt, und das Gefährliche eines Verhältnisses einsehend, welches niemals vom Glück gekrönt werden, niemals anders als unter dem Schatten der Verschwiegenheit existiren konnte, beschloß man, obwohl mit blutendem Herzen und mit Thränen in den Augen, zu entsagen und sein Glück aufzugeben, um nicht eines Tages vielleicht die Ehre und die Freiheit aufgeben zu müssen. Man trennte sich also für immer und sagte sich ein ewiges Lebewohl!

Das heißt, man wollte das den Vertrauten und Vermittler glauben machen, um sich sicher zu stellen, um eines Tages vielleicht einen Zeugen zu haben,

welcher, wenn Verdacht geschöpft würde und Argwohn entstände, erwidern könnte: Das Verhältniß ist längst zu Ende, längst aufgegeben. Ich muß das wissen, denn ich war der Vertraute desselben. — Aber bei dieser schlaun Erfindung haben Sie nur das vergessen, daß Pöllnitz nicht der Mann ist, sich von solchen Vorspiegelungen täuschen zu lassen, daß Pöllnitz viel zu viel Erfahrungen gesammelt, viel zu lange die Herzen der Menschen, und besonders der Frauen studirt hat, um von solchem Märchen sich bethören zu lassen. Eine Frau, welche noch bei ihrer ersten Liebe steht und an die heilige Macht derselben glaubt, bildet sich alles Ernstes ein, daß die Liebe wohl im Stande sei, Wunder zu thun und alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu besiegen. Sie giebt daher diese Liebe nicht auf, nicht einmal, wenn sie eine gewöhnliche Frau ist, und wie viel mehr also, wenn sie eine Fürstin ist. Auch Prinzessin Amalie hat ihre Liebe nicht aufgegeben, sie hängt vielmehr an derselben mit einer schwärmerischen Treue, die mich, das gestehe ich Ihnen, erschrecken und beängstigen würde, wenn ich die Ehre hätte, ihr Liebhaber zu sein. Nein, Prinzessin Amalie ist jetzt in diesem Paroxysmus der jungfräulichen Liebe, wo man lieber sterben, als seiner Liebe entsagen würde. Auch ist sie phantastisch genug, an die Möglichkeit einer einstigen legitimen Verbindung zu glauben. Armes Ding, welches die Welt nach ihren Wünschen modeln möchte und mit Dolchspitzen wie mit Haarnadeln umgeht. Da Prinzessin Amalie also es hat aufgeben müssen, Sie auf dem Balcon zu sprechen, so hat sie wohl auf ein anderes Mittel sinnen müssen, ihrem Herzen genug zu thun. Das Mittel war einfach und leicht zu finden. Man machte die Hofdame zur Vertrauten, man ließ

sie schwören, das Geheimniß treu und unverbrüchlich zu bewahren, und dann verabredete man mit ihr einen Plan, der wirklich ziemlich schlau genannt werden darf. Der Herr Lieutenant von Trend mußte für den Courmacher des Fräulein von der Marwitz gelten, er mußte bei den Hofgesellschaften sich als den zärtlichen, seufzenden und schmachtenden Liebhaber der Hofdame geriren, er mußte endlich die Courmacherei in eine ernsthafte Bewerbung umwandeln und dadurch die Erlaubniß erlangen, dem Fräulein von der Marwitz in ihren Zimmern aufwarten zu dürfen. Das thut er jetzt sehr häufig, und die gute Stadt Berlin und der ganze närrische, kurzsichtige Hof läßt sich davon bethören und nennt Friedrich von Trend den glücklichen Bräutigam des Fräulein von der Marwitz, und Niemand ahnt, daß, wenn Trend bei der Hofdame ist, allemal auch die Prinzessin Amalie sich dort befindet und mit Fräulein von der Marwitz die Rollen wechselt. — Nun, haben Sie den Muth, das Alles abzuleugnen, mein junger, vielgeliebter Freund?

Ich sehe wohl, daß es vergeblich wäre, sagte Trend seufzend. Sie wissen Alles. Aber wenn Sie wirklich einige Freundschaft für mich empfinden, werden Sie mir sagen, wer uns an Sie verrathen hat!

Pöllnitz lachte laut auf. Sie selbst haben das gethan, mein Freund, oder, wenn Sie das lieber wollen, meine Weltklugheit und Schlaueit hat es gethan. Mein junger, unschuldiger Freund, einen Mann wie Pöllnitz täuscht man nicht so leicht, dessen Augen sind scharf genug, um diese Schleier einer allerliebsten kleinen Intrigue zu durchschauen und auf den Grund zu sehen. Ich kannte Prinzessin Amalie, ich kannte Sie hinlänglich, um zu wissen, daß Sie Ihrer Liebe nicht so schnell und ohne allen Kampf entsagen würden,

und nachdem ich beim letzten Hoffest gesehen, mit welchem gelangweilten Gesicht Sie hinter dem Stuhl der Marwitz standen und mit welcher lächelnden Ruhe die Prinzessin zu diesem vermeintlichen couple amoureux hinüberblickte, sehen Sie, da wußte und verstand ich Alles!

Nun denn, da Sie Alles wissen, rief Friedrich von Trend, so will ich es auch nicht mehr versuchen, Sie zu täuschen. Ja, gelobt sei Gott, Prinzessin Amalie liebt mich noch; sie ist es, welche ich in den Zimmern der Hofdame finde, an sie sind die Briefe gerichtet, die mein Diener jeden Morgen dem Fräulein von der Marwitz bringt, von ihr sind die Briefe, die er mir zurückbringt. Oh, Gott sei gelobt, Amalie liebt mich noch, und eines Tages wird sie mir vor der Welt angehören, wie sie es jetzt vor Gott thut, eines Tages —

Halt, halt, unterbrach ihn Pöllnitz, Sie haben da eine Phrase gebraucht, die Sie mir näher erklären müssen, bevor Sie in Ihrem Dithyrambenflug fortfahren. Sie haben gesagt, Prinzessin Amalie gehöre Ihnen vor Gott an, was heißt das?

Was das heißt? fragte Friedrich von Trend ganz erstaunt. Das heißt, daß Gott, welcher in unsere Herzen schaut, die Ewigkeit und Unermeßlichkeit unserer Liebe kennt, das heißt, daß wir unter Gottes Himmel und seinen heiligen Namen anrufend, geschworen haben, niemals unsern Schwur ewiger Liebe, ewiger Treue zu vergessen, niemals eine andere Verbindung zu schließen.

Ah, weiter heißt das nichts? fragte Pöllnitz ge-
dehnt. Sagen Sie mir, sind Sie wirklich niemals allein mit der Prinzessin?

Nein, niemals! Ich habe ihr mein Ehrenwort

geben müssen, dies nie verlangen zu wollen und ich werde Wort halten. Und was wollen Sie, die gute Marwitz stört uns nicht, sie setzt sich immer so entfernt von uns als möglich, sie giebt sich den Anschein, uns gar nicht zu sehen, und wir sprechen Beide so leise, daß sie uns nicht verstehen kann.

Ah, die Marwitz stört Sie nicht! rief Pöllnitz mit einem cynischen Lachen. O sancta simplicitas, sie stört ihn nicht! Und das ist ein Officier von der Leibgarde! Die Welt geht entweder zu Grunde oder sie wird unschuldig und rein, wie das Paradies. Es ist Zeit, daß ich sterbe, denn ich verstehe die Welt nicht mehr.

Und ich verstehe Sie nicht, oder ich will sie nicht verstehen, sagte Trendt ernst. Sie lachen über mich und nennen mich einen thörichten Knaben, immerhin, ich erlaube es Ihnen, denn ich weiß wohl, daß wir Beide uns in dieser Sache nie verstehen können. Sie werden niemals begreifen, welche Kraft, welche Entsagung, welche Leidenschaft und Energie erforderlich ist, um sich selber einer so reinen, keuschen und erhabenen Liebe würdig zu zeigen, wie sie mir Amalie geweiht hat, Sie werden niemals begreifen, wie oft in mir der böse Trieb mit dem edlen Willen kämpft und ringt, wie oft ich mit Thränen der Wuth und des Schmerzes zugleich zu Gott bete, um nicht dem Teufel zu verfallen. Aber ich habe mir geschworen, diese Liebe rein und fleckenlos als ein leuchtendes Banner meinem ganzen Leben voranzutragen, ich werde meinen Schwur erfüllen und müßte ich daran sterben! Sprechen wir nicht weiter davon. Jetzt aber, mein Freund, jetzt sagen Sie mir, wozu alle diese Auseinandersetzungen, diese Erörterungen führen sollen und was Sie mit denselben bezweckten?

Nichts weiter, Freund, als Sie zu warnen und Sie immerhin ein wenig zur Behutsamkeit zu ermahnen, denn ich glaube, daß nicht Alle sich von Ihrem Spiel mit der Marwitz täuschen lassen; der König, welcher nichts zu sehen scheint, sieht doch Alles, er hat überall seine Spione und weiß Alles, was in seiner Familie geschieht. Nehmen Sie sich also in Acht, sage ich Ihnen, und seien Sie immer auf Ihrer Huth.

Ich werde es thun und danke Ihnen für Ihre Warnung, Freund, sagte Friedrich von Trend, die Hand des Ober-Ceremonienmeisters innig in der seinen drückend. Bald wird die Trennung meinem Bemühen zu Hülfe kommen, denn Sie wissen wohl, daß wir in einigen Wochen wieder nach Schlesien rücken und daß der König schon in aller Stille zu rüsten beginnt.

Ich weiß es und ich beklage Sie!

Mich beklagen Sie? Ah, Sie wissen also noch nicht, daß ich der ersten Schlacht entgegenharre, wie ein Liebhaber dem ersten Kuß seiner Geliebten, und daß für mich das Schlachtfeld ein gesegneter Garten ist, auf welchem mir Lorbeeren und Myrthen wachsen, die ich mir erobern muß, um daraus Kränze für meine Braut zu winden, Hochzeitskränze, mein lieber Pöllnitz! Jenseits der blutigen Schlachtfelder liegt mein Fürstentitel und Amaliens Brautkranz!

Schwärmer, unverbesserlicher Schwärmer, rief Pöllnitz lachend. Nun, gebe Gott, daß Sie nicht auf dem Schlachtfelde den Tod, oder jenseits des Schlachtfeldes das Gefängniß finden, wozu Sie jedenfalls mehr Aussicht haben, als zu einem Fürstentitel. Benutzen Sie also bis dahin die Zeit und genießen Sie

Ihre phantastischen Rendezvous. Heute, nicht wahr, findet wieder eines statt?

Nein, nicht heute, aber morgen!

Morgen ist ja Hofball bei der regierenden Königin.

Und gerade vor dem Beginn desselben werde ich bei der Prinzessin sein. Oh, Freund, morgen Nachmittag um fünf Uhr gedenken Sie meiner. Ich werde dann der glücklichste und beneidenswertheste der Sterblichen sein, denn ich werde bei meiner Geliebten sein! —

Ach, ach, wie seltsam doch das Leben ist, und wie wenig sich die Wege der Menschen gleichen! seufzte Pöllnitz. Während Sie morgen zu Ihrer erhabenen Geliebten gehen, werde ich um dieselbe Stunde einen sehr unheiligen, dornenvollen, fluchbeladenen Weg einschlagen müssen, denn ich werde zu einem Wucherer gehen.

Zu einem Wucherer! Das ist allerdings ein trauriges Unternehmen für einen Cavalier, wie es Herr von Pöllnitz ist.

Aber immer noch besser, als in's Schuldgefängniß zu wandern, denn nur zwischen dem Schuldgefängniß und dem Wucherer bleibt mir die Wahl, es müßte denn sein, daß Sie, mein theurer Freund, sich meiner erbarmen und mir hundert Louisd'or leihen könnten?

Friedrich von Trend antwortete nicht. Er ging schweigend zu seinem Secretair und schloß ihn auf. Die Augen des Baron von Pöllnitz blitzten vor Freude, als er sah, daß Trend diese Chatouille an der Stelle aufzog, von welcher Pöllnitz aus einiger Erfahrung wußte, daß Trend dort sein Geld aufzubewahren pflege. Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer. Nicht, wie Pöllnitz erwartet hatte, nahm Trend eine

Geldrolle hervor, sondern nur einen kleinen, beschriebenen und untersiegelten Zettel, den er Pöllnitz darreichte.

Sehen Sie da diese Schuldverschreibung, sagte er. Wären Sie gestern gekommen, würde ich mit Freuden bereit gewesen sein zu dieser Gefälligkeit. Heute ist es mir unmöglich, denn wie Sie sehen, habe ich heute meinem Obersten, dem Baron von Jaschinsky, zweihundert Stück Ducaten geliehen*), und nun ist meine Börse ganz erschöpft.

Sie werden sie bald wieder zu füllen wissen, sagte Pöllnitz mit einem lauten Lachen, und ich denke, morgen um fünf Uhr bei Ihrem Rendezvous werden Sie nicht bloß von Liebe und Gott und dem Sternenhimmel schwärmen, sondern auch ein wenig von irdischen Dingen, von Geld und Gold zu reden haben! Leben Sie wohl!

Mit einem heitern Lachen nahm Herr von Pöllnitz Abschied, als er sich aber allein und auf der Straße befand, verfinsterte sich sein Gesicht und nahm einen düstern, gehässigen Ausdruck an.

Er hat kein Geld für mich, ich aber habe sein Geheimniß, und ich werde diesem wenigstens einiges Geld zu erpressen suchen, murmelte Herr von Pöllnitz zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor. Wahrhaftig, das Geheimniß Friedrich von Trend's ist wohl einige tausend Thaler werth und der König wird schon Mittel finden, sie mir auszuzahlen. Aber halt, die Stunde meines Rendezvous naht heran. Ich bin doch sehr begierig, wie man mich mitten auf der Straße überzeugen will, daß der König kein Geld

*) Friedrich von Trend's Lebensgeschichte. Band I. pag. 61.

habe. Ich werde also heute Nacht sehr pünktlich sein, vorher aber noch einige Freunde besuchen, um zu sehen, ob es mir nicht gelingen wird, ihnen im Pharao wenigstens einige Louisd'or abzugewinnen. —

XVIII.

Das königliche Silberzeug.

Es war eine finstere, stille Nacht, denn damals begann die Nacht in Berlin ganz pünktlich mit dem zehnten Glockenschlage, und die Straßen, welche durchaus noch keine andere Beleuchtung hatten, als die zufällige, welche von den beleuchteten Fenstern der Häuser, von den funkelnden Wagenlaternen vornehmer Equipagen, oder den Fackeln und Stangenlaternen ausging, mit welchen die Diener ihren hinter ihnen hergehenden Herrschaften leuchteten, diese Straßen waren um die erste Stunde vollkommen einsam und still. Herr von Pöllnitz war daher sicher, Niemanden zu begegnen, als er sich um diese Stunde nach dem Schlosse begab, nach dessen zweitem, der Spree zunächst belegenen Portal Fredersdorf ihn hinbeschieden hatte.

Nichts regte sich im Schlosse; die Schildwache ging mit träumerischer Langsamkeit im innern Schloßhof auf und ab, und in der Ferne vernahm man das eintönige dumpfe Gebelle zweier Hofhunde, welche sich durch die Stille der Nacht mit ihrem melanco-

lischen Geheul unterhielten. Der Ober = Ceremonienmeister begann schon ungeduldig zu werden, und meinte, daß der übermüthige Geheim = Kämmerer des Königs sich vielleicht gar eine höchst ungehörliche Mystification erlaubt habe, als er von der nahen Spree her den leisen tactmäßigen Schlag mehrerer in's Wasser schlagender Ruder vernahm. Hastig eilte Pöllnitz dorthin, und seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen erblickten sehr wohl diesen großen, offenen Kahn, der da eben ganz nahe an der Kurfürsten = Brücke anlegte.

Hier ist es, hier sollen wir warten, flüsterte eine männliche Stimme.

Und wie es scheint, werden wir nicht lange zu warten haben, sagte eine andere Stimme. Ich sehe da schon Licht an den Fenstern erscheinen.

Die bis dahin dunkeln und todten Fenster des diesseitigen Schloßflügels belebten sich in der That plötzlich, und hier und dort sah man den flackernden unruhigen Schein von Licht hinter den Scheiben erscheinen und verschwinden. Das Licht, welches in den obern Etagen sich zuerst gezeigt hatte, senkte sich jetzt tiefer in die untern Etagen und warf schon einen blassen Schein in die große, vor dem ersten Hofe befindlichen Vorhalle.

Wahrhaftig, man hat mich nicht getäuscht, es geht hier etwas vor, flüsterte Pöllnitz, nach dem Schlosse zurückeilend, dessen Vorhalle er eben betrat, als auf der in dieselbe ausmündenden großen Treppe ein seltsamer Zug sichtbar ward. Voran gingen zwei Diener mit Fackeln, ihnen folgten je zwei und zwei die zwölf Heiducken des Königs, ihre Schultern belastet mit Schüsseln und Kannen, Tellern und Töpfen, deren silberne Fläche hier und dort von dem Schein der

Fackeln mit goldenen Streiflichtern beleuchtet ward, die wie Irrlichter die Treppen hinuntertanzten. Hinter den Heiducken her kamen wieder zwei Diener mit Fackeln, und hinter diesen sah man das bleiche ernste Gesicht des Geheimkammerers Frederdsdorf erscheinen. Böllnitz eilte rasch auf ihn zu, und ward von Frederdsdorf mit einem trüben Lächeln willkommen geheissen.

Sie sind also pünktlich erschienen, sagte Frederdsdorf. Sie wollten sich durchaus überzeugen, daß der König kein Geld habe?

Gewiß wollte ich das, denn diese Ueberzeugung würde mir meine letzte Hoffnung gekostet haben, und diese aufzugeben, entschließt man sich schwer.

Jetzt, denke ich, werden Sie sich schon entschließen müssen. Kommen Sie! Lassen Sie uns den Heiducken folgen.

Er nahm den Arm des Ober-Ceremonieurmeysters und ging hastigen Schrittes mit ihm nach dem Ufer der Spree hinunter. Das große Boot, welches dort vorher so dunkel und still gelegen, war jetzt von den Fackeln der Diener, die sich zu beiden Seiten in demselben aufgestellt hatten, hell beleuchtet, und eine rege Bewegung herrschte jetzt in demselben. Die zwölf Heiducken trugen, leuchtend unter ihrer schweren Last, alle diese silbernen Teller und Schüsseln, diese Humpen, Kannen und Becher die schmale kleine Treppe hinunter in den Kahn, wo sie dieselben aufeinander thürmten, und dann wieder an's Ufer sprangen.

Wir gehen wieder hinauf in die Kistkammer, wollen Sie mit? fragte Frederdsdorf.

Gewiß will ich mit, sagte Böllnitz, es müßte denn sein, daß Sie mich hier als Schildwache bei dem Silbergeschirr verwenden wollen.

Nicht nöthig, es sind vier Soldaten mit geladenen Gewehren im Rahn. Kommen Sie.

Hastigen Schrittes, ohne zu sprechen, eilten sie Alle wieder die Treppen hinauf, die Corridore entlang bis zu diesem großen, weiten, von Schildwachen besetzten Gemach, vor dessen mit schweren, jetzt geöffneten Niegeln und Schlössern versehener Thür der königliche Silberverwalter mit traurigem, verstörtem Gesicht auf und nieder ging.

Nun, darf ich eintreten, Melchior? fragte Herr von Pöllnitz, den langjährigen Bekannten mit freundlichem Lächeln begrüßend.

Sie haben mich gar nicht mehr danach zu fragen, sagte Melchior traurig. Mein Reich ist, wie Sie sehen, zu Ende, denn wenn kein Silber mehr da, wenn die Kistkammer leer ist, wird man natürlich keines Silberverwalters mehr bedürfen, und der alte Melchior wird so gut bei Seite gelegt werden, wie Alles, was aus der guten alten Zeit des hochseligen Königs noch übrig geblieben ist.

Herr von Pöllnitz hörte nicht auf ihn, er war mit Frederisdorf in die Kistkammer eingetreten und weidete seine Blicke an diesen reichen Schätzen, welche sich da vor ihm aufthaten, und welche jetzt von den Heiducken in große Säcke gepackt wurden.

Ach, wenn diese Teller und Schüsseln erzählen und sich mit mir unterhalten könnten, welche seltsame Dinge wir da einander anzuvertrauen haben würden! sagte Pöllnitz, indem er einen der Teller auf den Spitzen seiner Finger tanzen ließ. Wie oft habe ich von ihnen gegessen, sowohl glänzende Galladiner unter dem prachtliebenden Friedrich dem Ersten, als derbe Familiendiner unter dem hausväterlichen König Friedrich Wilhelm dem Ersten. Wie oft habe ich mein

eigenes lachendes Gesicht in dem glänzend polirten Rand dieser Teller gespiegelt, und mit der silbernen Gabel die leckersten Bissen mir von dem Grunde dieser Schüsseln aufgespeichert. Wahrhaftig, Fredersdorf, es ist im Grunde eine edle Bestimmung, eine Speiseschüssel zu sein, es liegen auf ihrer Fläche die Genüsse und die Lebenskraft der ganzen Menschheit. Aber sagen Sie mir nur um Gottes Willen, wie können Sie es nur dulden, daß diese Kerle da so ungebührlich mit diesen königlichen Geschirren umgehen. Sehen Sie da, dieser Heiduck hat wahrhaftig eine dieser wundervollen Salatieren ganz zusammengebogen, um sie noch in den Sack zu bekommen.

Lieber Baron, das macht, daß jenes Stück nicht mehr nöthig hat, Salatiere zu sein, sondern nur noch Silber ist.

Sie sprechen in Räthseln, die ich nicht verstehe. Aber wahrhaftig, diese Kerle haben ihre zwölf Säcke schon gefüllt, und die Kükstammer sieht jetzt so öde und leer aus wie das Herz einer alten Jungfer. Jetzt sagen Sie mir um Gottes willen, wohin wollen Sie mit all' diesem Silbergeschirr.

Sie haben es also noch nicht errathen?

Ich denke wohl, daß der König, welcher jetzt in Potsdam residirt, dort auch sein Silbergeschirr haben will, und er läßt das Service aus dem Berliner Schlosse dahin bringen, weil er, nun ja, wenn Sie es denn durchaus wollen, weil er nicht Geld genug hat, um sich eine eigene Kükstammer für Potsdam anzulegen. Nicht wahr, ich habe richtig gerathen?

Sie werden es sogleich erfahren. Lassen Sie uns nur jetzt den Heiducken folgen, denn Sie sehen wohl, die Kükstammer ist jetzt so ziemlich leer. Adieu, Melchior. Sie werden jetzt einen leichten Dienst haben,

und nicht mehr fürchten müssen, daß sich Diebe in die Kistkammer eingeschlichen haben. Kommen Sie, Herr Baron.

Sie gingen wieder hinab zu dem Kahn, auf welchen jetzt die Heiducken neben den hochaufgethürmten Schüsseln und Kannen die zwölf Säcke postirt hatten.

Sehen Sie da, sagte Frederisdorf traurig, dieses Alles könnte vermieden werden, wenn ich schon das Ziel meiner Forschungen, wenn ich schon dieses große Geheimniß enträthselt hätte, welches Gott wie ein ewiges großes Fragezeichen über der Menschheit aufgehängt hat, und an dessen spitzen Winkeln und Ecken sich schon Tausende gelehrter und kluger Männer ihr Gehirn eingerannt und ihr Lebensglück zertrümmert haben. Mein Gott, und es fehlt nur noch so wenig, daß ich es erreicht habe; nichts weiter als eine verhärtende Substanz, und ich hab's erreicht, und ich habe Gottes größtes Geheimniß erforscht, und ich kann Gold machen!

Ach, Sie denken noch immer daran?

Ich denke immer daran, und werde daran denken, so lange ich lebe, und dieser Gedanke wird bei mir alle andern verdrängen, wie er jetzt schon die Liebe und das Glück und die Ruhe und den Schlaf mir ertödtet hat. Warten Sie nur, warten Sie! Eines Tages werde ich doch den Stein der Weisen gehoben haben und Gold machen können. An jenem Tage werden Sie mich sehr lieben, Herr Baron von Pöllnitz, an jenem Tage werde ich nicht mehr Ihnen beweisen müssen, daß der König kein Geld hat, wie ich es heute habe thun müssen.

Sie sind mir den Beweis eigentlich noch schuldig geblieben, sagte Pöllnitz.

Sie sollen ihn jetzt haben, Herr Baron, erwiderte Frederisdorf, indem er in den Kahn sprang. Jetzt vorwärts, vorwärts, Ihr Leute. Herr Baron, wollen Sie mit?

Wohin geht die Reise?

Kommen Sie hierher, ein wenig näher, daß meine Lippen Ihr Ohr erreichen können.

Pölnitz näherte sich vorsichtig dem Rande des Kahns und neigte sein Ohr zu Frederisdorf nieder.

In die Münze geht die Reise, flüsterte er. All dieses schöne Tafelzeug wird ausgemünzt werden, denn der König wird in nächster Zeit keine Diners mehr geben, sondern Schlachten liefern; der König verwandelt also seine Schüsseln und Teller in gute Thalerstücke, um seine Armee nicht hungern zu lassen. Nicht wahr, jetzt sind Sie überzeugt davon, daß der König wirklich kein Geld hat, um Ihre Schulden zu bezahlen?

Ich bin überzeugt davon!

Nun, dann leben Sie wohl! Nehmt Eure Ruder zur Hand! Vorwärts! Vorwärts! Ihr fahrt in den Spreearm, der hinter der Münze sich hinzieht. Gerade dort haltet Ihr still! Die Münze ist unser Ziel! *)

Die Münze ist das Ziel! murmelte Herr von Pölnitz verdrießlich, dem Kahne nachschauend, der langsam auf dem Wasser dahin glitt, und inmitten dieser Dunkelheit mit seinen Fackeln, welche die Goldstickerei auf den Livreen der Heiden und die silbernen Geschirre mit blitzenden Glanzlichtern beleuchteten, einen wunderbaren eigenthümlichen Anblick darbot.

*) Preuß, Lebensgeschichte Friedrichs d. Gr. Bd. I. pag. 79.

Pöllnitz schaute ihnen nach, bis die Fackeln nur noch wie kleine Sterne im Hintergrunde flammten. Da geht sie hin alle die Herrlichkeit und Pracht, sagte er, da gehen sie hin, die Genüsse des Friedens und der üppigen Ruhe. Das Silber wird eingeschmolzen, das Eisen und der Stahl wird seine Stelle einnehmen. Ja wahrhaftig, die eiserne Zeit beginnt! Sie beginnt auch für mich! Ach, warum kann ich nicht, wie jene Tellern und Schüsseln, auch mich in die Münze schicken lassen und mich zu Thalern ausmünzen lassen!

Seufzend begab er sich auf den Heimweg, und so vertieft war er in seine Gedanken, daß er sogar vergaß, dem Diener, welcher ihm schlaftrunken und mit wenig Ehrerbietung entgegenkam, einen Rippenstoß, den sonst gewöhnlichen Abschiedsgruß jedes Abends, zu geben.

XIX.

Der erste Blitzstrahl.

In dieser Nacht schlief Herr von Pöllnitz sehr wenig, als er aber am andern Morgen sich von seinem Lager erhob, war sein Antlitz heiterer und strahlender wie seit langer Zeit. Er hatte seinen Plan gemacht, und war jetzt überzeugt, daß derselbe reussiren werde.

Ich werde mir heute hundert Ducaten verdienen, sagte er leise lächelnd zu sich selber, als er in glänzender Toilette seine Wohnung verließ, ja wahrhaftig,

hundert Ducaten werde ich mir verdienen, und an dem König meine Revanche nehmen für das Austrommeln. Das wird also heute ein sehr schöner und gesegneter Morgen werden!

Er begab sich zuerst in die Wohnung des Obersten von Jaschinsky und ließ sich bei diesem wegen einer dringenden Geschäftssache melden.

Der Oberst selber eilte ihm daher ganz dienstbereit und voll Neugierde entgegen.

Führen Sie mich in ein Zimmer, wo wir ganz sicher sind, von Niemanden belauscht zu werden, sagte Herr von Pöllnitz.

Der Oberst führte ihn in sein Arbeitskabinet.

Hier kann uns Niemand belauschen, Herr Ober-Ceremonienmeister.

Ohne Umschweife also, Herr Graf. Sie kennen das Gesetz, welches den Officieren verbietet, Schulden zu machen?

Ich kenne es, erwiderte der Graf Jaschinsky ein wenig erbleichend. Ich kenne es, und ich glaube, daß der Herr Baron von Pöllnitz also sehr zufrieden sein kann, nicht zu den Officieren zu gehören.

Vielleicht würden Sie es auch sein können, Herr Oberst.

Wie meinen Sie das? fragte Jaschinsky mit hochfahrendem Ton.

Ich meine ganz einfach, daß der Herr Oberst Graf von Jaschinsky auch zu den Officieren gehört, welchen das Gesetz verbietet, Schulden zu machen, daß er sich aber sehr wenig an dies Gesetz bindet.

Ah, Sie sind also, wie es scheint, hierher gekommen, um mir zu drohen?

Höchstens um Sie zu warnen, Graf. Denn Sie wissen wohl, der König ist besonders streng gegen seine

Garde du corps. Sie sind Oberst in diesem herrlichen Regiment, und sollen ohne Zweifel den Officieren mit einem guten Beispiel voran leuchten. Ich weiß aber nicht, ob der König es ein gutes Beispiel nennen würde, wenn er erführe, daß Sie nicht allein Schulden machen, sondern sich sogar von den Officieren Ihres eigenen Regimentes Geld borgen.

Herr Baron von Pöllnitz! rief Saschinsky mit drohendem Ton.

Pöllnitz lächelte, und die Worte wiederholend, welche der Graf kurz zuvor zu ihm gesagt, rief er: Ah, wie es scheint, wollen Sie mir jetzt drohen? Lassen Sie das, Herr Graf, und hören Sie mir ruhig zu. Ich bin gekommen, um ein Geschäft mit Ihnen zu machen. Sie haben von dem Baron von Trend vorgestern zweihundert Stück Ducaten geborgt. Geben Sie mir hundert Stück davon, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, zu schweigen. Verweigern Sie es mir, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich sofort zum König gebe, und ihm die ganze Geschichte erzähle. Sie wissen sehr gut, Herr Graf, daß er Sie sofort cassiren würde.

Ich weiß nicht, ob Seine Majestät den Worten des Herrn Baron von Pöllnitz so unbedingt Glauben schenken würde, und an Beweisen für Ihre Behauptung würde es Ihnen fehlen.

Nicht doch, Sie haben eine Schuldschreibung ausgestellt, und ich meine, das ist ein vollgültiger Beweis.

Der Graf erblaßte und ging einige Male heftig im Zimmer auf und ab. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, dem König nichts zu sagen, wenn ich Ihnen hundert Stück Dukaten dafür auszahle? fragte er dann.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort; mehr als das, ich verspreche Ihnen, für Sie das Wort zu führen, wenn irgend Jemand es wagen sollte, Sie beim König verdächtigen zu wollen.

Der Oberst von Jaschinsky antwortete nicht. Er eilte nur zu seinem Schreibtisch hin und nahm aus demselben zwei Geldrollen, mit denen er sich dem Baron näherte.

Herr Baron, sagte er, hier ist die Hälfte von dem Gelde, das ich mir von dem Lieutenant von Trend geliehen habe, hundert Ducaten. Bevor ich sie Ihnen gebe, habe ich Sie nur noch um die Erfüllung einer Bitte zu ersuchen.

Und diese ist?

Sagen Sie mir, von wem Sie erfahren haben, daß ich mir dies Geld geliehen?

Ich habe Ihre Schuldverschreibung gelesen, der Baron von Trend zeigte sie mir.

Ah, er zeigte sie Ihnen, sagte Jaschinsky mit einem solchen Ausdruck, daß Pöllnitz sehr wohl begriff, wieviel Haß, Zorn und Rache das Herz des Obersten eben bewegte.

Er nahm das Geld aus des Grafen Händen und ließ es sanft in seine Busentasche gleiten. Ich schulde Ihnen jetzt hundert Stück Ducaten, sagte er, ich kann Ihnen nicht versprechen, sie Ihnen wiederzugeben, aber ich will Ihnen versprechen, Ihnen behülflich zu sein, daß Trend Ihnen seine Schuldverschreibung niemals produciren soll, und Sie Rache nehmen können an dem schönen Officier.

Wollen Sie mir dazu behülflich sein? Ich schenke Ihnen mein bestes Pferd, wenn Sie es thun!

Glauben Sie mir, Sie sollen gerächt werden, sagte Pöllnitz feierlich. Lassen Sie immerhin Ihr

Pferd in meinen Stall führen. Friedrich von Trend wird bald aufgehört haben, irgend Jemanden gefährlich zu sein. Er ist ein verlornen Mann. —

Und jetzt zum König, sagte Pöllnitz ganz vergnügt, als er den Obersten Jaschinsky verlassen hatte. Ja, zum König, ich muß ihm doch danken für das Vertrauen, das er mir diese Nacht bewiesen hat.

Er eilte in's Schloß und ließ sich dem König melden. Der König, welcher, um seine Kriegsrüstungen so unbemerkt und heimlich als möglich zu treiben, des Nachts arbeitete, und des Tages sich nur mit Festlichkeiten und Vergnügungen, mit Concerten, Bällen, Opern und Ballets zu beschäftigen schien, der König war eben aus der Probe einer neuen Oper, in welcher die Barberina tanzte, heimgekehrt, und war daher sehr heiter und aufgeräumt.

Er empfing seinen Ober-Ceremonienmeister mit einem heitern Scherz und fragte ihn lächelnd, ob er vielleicht gekommen sei, ihm anzuzeigen, daß er Jude geworden sei. Alle andern Religionen hat Er ja bereits zwei Mal durchgemacht, sagte der König, und da ich weiß, daß Er in letzter Zeit so sehr viel mit Juden verkehrte, vermuthe ich, daß Er in seinem Religions-eifer jetzt daran denkt, Jude zu werden. Vielleicht wäre das ein gutes Geschäft, denn die Juden haben sehr viel Geld, und sie würden gewiß ihren neuen vornehmen Herrn Bruder nach Kräften unterstützen. Nun also, sage Er, ist Er gekommen, mich um die Erlaubniß zu bitten, Jude werden zu können?

Ich bin nur gekommen, um Euerer Majestät meinen Dank zu sagen für das Souper, welches ich Ihrer Gnade diese Nacht zu verdanken hatte.

Ein Souper? Was meint Er damit?

Euere Majestät ließen es mir auf Ihrem schönsten

Silberservice von dem Geheim-Kämmerer Frederdsdorf aufstischen. Freilich war es eine etwas harte Speise, welche mir wie ein Stein im Magen liegt, aber ich mache es wie die Soldaten, welche Spießruthen gelaufen sind, ich komme mich zu bedanken, Sire.

Er ist ein ausgemachter Narr. Aber höre Er, halte Er reinen Mund. Ich wollte Ihn einmal gründlich beweisen, daß ich kein Geld habe, um Seiner ewigen Plackereien und Bittstellereien loszuwerden, deshalb ließ ich Ihn heute Nacht sehen, wie das Silberzeug meiner Kistkammer in die Münze geschleppt wird, um gute Thaler daraus zu prägen. Er wird sich nun hoffentlich beruhigen und kein Geld mehr von mir fordern. Wenn man Geld haben will, muß man nicht zu den Königen gehen, sondern zu den Juden. Die Könige sind arme Leute, die ärmsten Beamten ihres Staates, denn sie haben gar kein persönliches Vermögen; Alles, was sie haben, gehört dem Volk. Ludwig der Funfzehnte und ich, das sind die beiden ärmsten Männer Europa's, denn wir haben gar kein Eigenthum. *)

Ah, wäre doch die ganze Welt hier, diese erhabenen und hochherzigen Worte meines Königs zu hören, rief Pöllnitz mit gut gekünsteltem Enthusiasmus. Selig zu preisen ist ein Volk, welches einen solchen Herrscher hat.

Der König warf ihm einen seiner durchdringenden Adlerblicke zu. Er schmeichelt mir, Er will also schon wieder etwas von mir, sagte er.

Nein, Majestät, ich schwöre, daß ich dies Mal in reinster Absicht gekommen bin.

*) Des Königs eigene Worte.

Absicht! Er hatte also doch eine Absicht?

Ja, Sire, aber jetzt, da ich Euerer Majestät gegenüberstehe, fühle ich doch, daß es mir an Muth gebricht, das zu sagen, was ich zu sagen habe.

Nun wahrlich, rief der König lachend, das muß eine sehr gefährliche Angelegenheit sein, für welche Pölnitz keine Worte finden kann.

Sire, es ist in der That eine eigene Sache um die Worte, welche gesprochen werden. Einmal haben mich einige Worte vom Tode gerettet, es kann sein, daß mich heute einige Worte bei Euerer Majestät in Ungnade bringen, und das wäre noch schlimmer als der Tod.

Was waren das für Worte, welche Ihn vom Tode gerettet haben?

Sire, es waren diese: *Va t'en, noble guerrier.*

Das war also in Frankreich?

In Paris, Sire. Ich aß zu Mittag in einem kleinen Hotel des Dorfes Etampes bei Paris. Neben mir saß ein sehr eleganter Cavalier, welcher sich mit mir angelegentlich unterhielt und es verstand, mich auf eine feine Weise ein wenig von meinen Lebensverhältnissen abzufragen. Ich war damals noch ein junger unerfahrener Mensch und der Herr war sehr schlaun im Fragen. Es war in der Zeit der Mississippi-Speculationen des großen Financier Law, und ich hatte an jenem Mittag mir in der Rue Quinquempois eine Summe von viermalhunderttausend Francs verdient, die ich bei mir trug, und mit welcher ich noch den Nachmittag nach Versailles reiten wollte. Ich war indeß nicht ganz ohne Besorgniß, denn die Straßen waren sehr unsicher, da Cartouche mit seiner ganzen Bande seit einiger Zeit die Umgebungen der Hauptstadt zum Theater seiner Heldenthaten gemacht hatte.

Ich war daher ganz außerordentlich froh, als ich erfuhr, daß mein Tischnachbar auch nach Versailles reiten wolle, und sich zu meinem Begleiter anbot.

Er nahm das Anerbieten an? fragte der König Lachelnd.

Ich nahm es an, Sire, und wir verabredeten eben die Stunde unserer Abreise, als ein kleines Mädchen unter den geöffnerten Fenstern unsers Speisesaals erschien und mit heller Stimme sang: „Va t'en, noble guerrier.“ — Der fremde Cavalier erhob sich und trat an's Fenster, um dem Mädchen ein Almosen zu geben, dann ging er hinaus, und — ich sah ihn nicht wieder.

Und daraus schließt Er, daß diese Worte Ihm das Leben retteten? Er meint also wohl, daß es ein Giftmischer war, mit welchem Er speisete?

Ich meinte gar nichts, Sire, und vergaß die Geschichte. Ein Jahr später aber befand ich mich auf der Straße, als Cartouche zur Hinrichtung ging. Ganz Paris war an jenem Tage auf der Straße, um den famosen Brigand zu sehen. Ich hatte einen sehr guten Platz, den ich übrigens mit zwei Louisd'or bezahlt hatte. Der Zug kam dicht an mir vorüber, und sehen Sie da, ich erkannte in dem armen Sünder, welchen man da zur Hinrichtung führte, den eleganten Herrn aus dem Cabaret in Stampes. Er erkannte mich auch und blieb vor mir stehen. „Mein Herr“, sagte er, „ich habe vor einem Jahre mit Ihnen in einem Gasthof dinirt. Die Anfangsworte eines alten Liedes nöthigten mich damals, sofort das Cabaret zu verlassen, denn sie zeigten mir an, daß die Häsher mir auf den Fersen waren. Das war Ihr Glück, denn hätte ich Sie nach Versailles begleitet, so war

Ihr Geld und Ihr Leben mir verfallen.“*) Euere Majestät werden mir nun wohl zugestehen, daß mir diese vier Worte: Va t'en, noble guerrier, das Leben gerettet haben?

Ich gestehe es zu und bin begierig, die andern Worte zu wissen, welche Ihn jetzt, wie Er sagt, mit meiner Ungnade bedrohen. Rede Er.

Sire, ich bin seit mehr als vierzig Jahren ein treuer Diener Ihres erlauchten Hauses. Wollen Euere Majestät die Gnade haben, mir das zuzugeben?

Treu? fragte der König. Er war uns treu, wenn es in Seinem Vortheil lag, Er verließ uns, wenn Er anderswo mehr Vortheil zu finden glaubte. Ich machte ihm früher einen Vorwurf daraus, aber jetzt, da ich die Welt und die Menschen kenne, vergebe ich es ihm. Fahre Er nun fort in Seiner pathetischen Rede.

Euere Majestät haben mir oft befohlen, Ihnen Alles zu hinterbringen, was man in der Stadt und unter den Leuten von der erhabenen Familie meines Königs spricht, und Sie immer zu benachrichtigen, wenn man es wagt, sich irgend eine Verleumdung zuzuslüstern.

Wagt man das jetzt? fragte der König und ein Ausdruck wirklicher Angst zeigte sich auf seinem edlen Antlitz.

Sire, man wagt es!

Der König stieß einen dumpfen Seufzer aus und ging hastig einige Male auf und ab. Dann stellte er sich an's Fenster, Pölnitz den Rücken zuehend.

Rede Er, sagte der König.

Sire, man flüstert ganz leise, daß der junge Lieu-

*) Thiébault. Vol. III. pag. 60.

tenant von Trend die Vermessenheit habe, eine Dame zu lieben, welche vom Schicksal so hoch über ihn gestellt ist, daß er nur mit Ehrfurcht und Schen die Augen zu ihr erheben dürfte.

Man hat mir gesagt, er sei der Liebhaber des Fräulein von der Marwitz, sagte der König.

Die große Welt und die Stadt glaubt das auch, Sire, nur die Eingeweihten meinen zu wissen, daß diese zur Schau gestellte Liebe nur ein Schleier ist, welchen der junge Trend einer andern, einer hochverrätherischen Liebe überwirft, um sie nicht sofort erkennen zu lassen.

Pöllnitz schwieg. Er wartete auf eine Antwort des Königs und blickte zu ihm hinüber mit einem stillen, schadenfrohen Lächeln, das der König indeß nicht bemerkte, weil er noch immer mit abgewandtem Gesicht dastand.

Darf ich weiter reden? fragte Pöllnitz endlich.

Ich befehle es Ihm, sagte der König gebieterisch.

Pöllnitz trat näher zu dem König hin. Sire, sagte er halbleise, jetzt erlaube ich mir zu sagen, was außer mir noch Niemand weiß. Der Herr von Trend besucht jeden Tag das Fräulein von der Marwitz, aber wenn er dort ist, ist er niemals allein mit ihr. Es ist immer eine dritte Person bei diesen Rendezvous gegenwärtig.

Und diese dritte Person ist?

Die Prinzessin Amalie, sagte Pöllnitz ganz leise.

Der König wandte sich hastig um, und der Blick, welchen er auf Pöllnitz heftete, war so flammend und drohend zugleich, daß ein Gefühl von Furcht das sonst so zuversichtliche Herz des Ober-Ceremonienmeisters beschlich.

Ist Er von der Wahrheit dessen, was Er da sagt, überzeugt? fragte er mit strengem Ton.

Sire, wenn Euere Majestät sich davon überzeugen wollen, haben Sie nur nöthig, heute Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr unangemeldet in die Zimmer der Prinzessin Amalie zu gehen, dann werden Euere Majestät sehen, daß ich die Wahrheit sagte.

Friedrich antwortete nichts, er trat wieder an's Fenster und blickte schweigend hinunter auf die Straße. Als er sich wieder umwandte, zu Pölnitz hin, war sein Gesicht heiter, fast lachend.

Pölnitz, sagte er, Er ist ein alter Fuchs, der in dessen dies Mal seinen Bau sehr schlecht angelegt und seinen Angriffsplan sehr schlecht entworfen hat. Sieht Er, dies Mal durchschaue ich Seine ganze Intrigue. Er ist dem armen Trend gram, das habe ich längst gemerkt, Er ist ihm gram, weil Er sieht, daß ich ihm gut bin, und weil Ihr Höflinge stets denjenigen als Euren Feind betrachtet, welcher mehr in Gunst steht, als Ihr selber. Der Trend steht wirklich hoch in meiner Gunst, denn er ist, trotz seiner Jugend, ein gelehrter und tüchtiger Officier und außerdem ein durchaus lebenswürdiger Mensch. Das kann Er ihm nicht verzeihen und deshalb will Er ihn bei mir verdächtigen. Es soll Ihm aber dies Mal nicht gelingen, und ich sage Ihm, ich glaube kein Wort von seinem albernen Geschwätz. Ich will indeß dies Mal vergessen, daß Er es gesprochen hat. Wehe Ihm aber, wenn Er es nicht auch vergißt, wehe Ihm, wenn Seine Lippen jemals wieder eine solche Albernheit sprechen, sei's zu mir oder zu irgend einem Andern. Ich mache Ihn verantwortlich. In Seinem Kopfe ist dieses ganze alberne Märchen entstanden, Seine Schuld ist es daher, wenn es sich weiter ver-

breitet und wenn man in der Welt davon spricht. Darnach richte Er sich, und darnach treffe Er Seine Vorkehrungen. Ich wiederhole Ihm, ich mache Ihn verantwortlich! Und nun gehe Er und schicke Er mir meinen Adjutanten, es ist die höchste Zeit zur Parade. —

Abgeblitzt, vollständig abgeblitzt, sagte Herr von Pöllnitz zu sich selber, als er mit einer zierlichen Verbeugung und mit lächelndem Munde sich vom König beurlaubte. Ich hoffte wenigstens auf eine Belohnung, und wär's auch nur die, zu sehen, daß er sich ärgerte. Aber dieser Mann ist unverwundbar, alle meine Pfeile prallen an ihm ab!

Hätte er indessen sehen können, welch ein Ausdruck des Kammers und der Sorge das Antlitz des Königs beschattete, als er jetzt wieder allein war, hätte er hören können, wie der König seufzte und einzelne Worte der Trauer und der Entmuthigung ausstieß, so würde das schadenfrohe Herz des Ober-Ceremonienmeisters sich befriedigt gefühlt haben.

Aber Friedrich gestattete sich diesen Ausbruch schmerzlicher Verzagtheit nur kurze Zeit, er legte wieder den Purpurmantel des Königs über die schmerzlich zuckende Brust des Menschen, er nahm den Trauersflor wieder von seinen Augen und bewaffnete sie mit den Zornblitzen der Majestät.

Dieses Rendezvous soll nicht stattfinden! Diese romanhafte Aventure muß jetzt zu Ende sein! Ich will es! sagte der König ganz laut und mit solcher Entschiedenheit, welche nur Diejenigen kennen, deren Wille Gesetze giebt, und deren Worte entscheidend sind.

Er nahm seinen Hut und begab sich in den Vor-

saal, wo sein militairisches Gefolge ihn erwartete, um den König auf die Wachtparade zu begleiten.

Der König begrüßte sie Alle mit einem stummen Neigen des Kopfes, und hastig an ihnen vorübergehend durchschritt er die Gemächer, stieg er die Treppen hinunter.

Der König ist heute sehr ungnädig, flüsterten die Officiere untereinander, als sie den König mit seinen Generälen und Adjutanten auf dem Schloßplatz erscheinen sahen. Wehe demjenigen, welchen sein Zorn heute trifft!

In der That, es stand eine Wetterwolke auf der Stirn des Königs, die Blitze in seinen Augen waren bereit, denjenigen zu zerschmettern, welcher es wagen würde, ihnen zu begegnen.

Das Regiment stand in Parade aufmarschirt, der König ging die Fronte hinunter. Plötzlich blieb er stehen, sein Antlitz war drohend, seine Stirn war dicht bewölkt. Der Blitz in seinem Auge hatte einen Gegenstand gefunden, den er zerschmettern konnte.

Lieutenant von Trend, sagte der König mit lauter, drohender Stimme, Er tritt so eben erst an. Er hat sich also wieder verspätet. Ich verlange von meinen Officieren, daß sie pünctlich sind im Dienst. Mehr als einmal schon habe ich Ihm Nachsicht bewiesen und Er ist incurable gewesen. Jetzt werde ich es mit der Strenge versuchen. Herr Oberst von Jaschinsky, der Lieutenant von Trend ist Arrestant bis auf Weiteres. Nehme Er ihm den Degen ab und lasse Er ihn nach Potsdam transportiren.

Der König ging weiter. Das Gewitter hatte sich entladen, die Wolke war von seiner Stirn gewichen; freundlich und lächelnd unterhielt er sich mit seinen Generälen. Nicht einen Blick warf er rückwärts, auf

diesen armen jungen Officier, welcher bleich und sprachlos seinen Degen an seinen boshaft lächelnden Obersten abgab, und einen unaussprechlichen Weheblick hinüberwerfend nach dem königlichen Schlosse, den beiden Unterofficieren folgte, welche ihn in den Arrest nach Potsdam abzuführen hatten.

An diesem Nachmittag wartete das Fräulein von der Marwitz vergeblich auf das Erscheinen ihres „heimlichen Verlobten“, an diesem Tage weinte Prinzessin Amalie ihre ersten Thränen, und zum ersten Male ging sie mit traurigem Antlitz und trüben Blicken an der Seite der Königin Mutter in den von Glanz und Pracht strahlenden Tanzsaal. Der Glanz dieser Lichter, das Rauschen der Musik, das Lächeln und Plaudern dieser geputzten, fröhlichen Leute, das Alles that ihren Blicken, wie ihrem Herzen unaussprechlich weh. Sie hätte mit einem lauten Aufschrei dieser geräuschvollen, leuchtenden Herrlichkeit entfliehen, sie hätte sich flüchten mögen in die dunkle, lautlose Einsamkeit ihres Zimmers, um zu weinen, um zu beten, um ihre Angst und Qual austoben zu lassen.

Vielleicht las der König etwas von dieser schmerzvollen traurigen Stimmung in dem Antlitz der Prinzessin. Er näherte sich ihr, als sie kaum den Ballsaal betreten hatte und indem er ihr freundlich lächelnd die Hand reichte, zog er sie ein wenig von der Königin fort.

Meine Schwester, sagte der König leise, jedoch mit einem Ton, welcher das Herz der Prinzessin erbeben machte, meine Schwester, verbannen Sie die Wolken von Ihrer Stirn und rufen Sie ein Lächeln auf Ihre frischen Lippen. Einer Prinzessin geziemt es nicht, traurig zu sein, wenn sie bei einem Fest erscheint. Besonders heute wäre Ihre Traurigkeit eine Unziem-

lichkeit und ich hoffe, daß Sie eine solche nicht begehen wollen. Sie werden diesen Abend keinen einzigen Tanz überschlagen; ich wünsche es als Ihr Bruder, ich befehle es als Ihr König. Richten Sie sich darnach. Haben Sie Alles verstanden, was ich Ihnen gesagt und — nicht gesagt habe?

Ich habe Alles verstanden, Majestät, flüsterte Amalie, nur mit äußerster Gewalt die Thränen zurückdrängend, welche ihre Augen umdüsterten.

Prinzessin Amalie tanzte den ganzen Abend, sie schien heiter und vergnügt, nur dem aufmerksamen Auge des Herrn von Pölnitz entging es nicht, daß ihr Lächeln gezwungen, ihre Heiterkeit er künstelt war, daß sie oft ihre Blicke mit einem Ausdruck des Entsetzens und der Angst hinüber sandte zu dem König, dessen Augen immer auf ihr ruhten, der sie immer beobachtete.

Aber plötzlich änderte sich der Ausdruck ihres Gesichts, und ihre Augen strahlten wieder im Feuer der Jugend und des Glückes. Das kam daher, daß Fräulein von der Marwitz, während die Prinzessin in der Française neben ihr stand, leise zu ihr gesagt hatte: Beruhigen Sie sich, Hoheit. Es ist gar keine Gefahr. Er ist nur wegen eines Versehens im Dienst in Arrest geschickt, das ist Alles!

Das war allerdings ein Trost und eine Beruhigung. Amalie hatte so traurige, so entsetzliche Befürchtungen gehabt, daß ihr diese Nachricht nur wie eine Freudenbotschaft erschien.

Ein Dienstvergehen, das war eine so kleine, so unbedeutende Sache. Das war mit einigen Tagen leichter Gefangenschaft abgebußt. Dann kam er wieder, dann sah sie ihn wieder, dann mußten sich diese herr-

lichen Stunden des Glückes, des seligen Zwiegesprächs wieder erneuern.

Aber Amalie hatte sich getäuscht, einige Tage vergingen und er kehrte nicht wieder, und Amalie wußte nichts weiter von ihm, als daß er in Potsdam im Arrest sei. Acht Tage verschwanden und Trend kehrte noch immer nicht zurück, Trend war noch immer Arrestant. Diese harte Strafe um eines geringen Versehens willen begann indeß schon Aufsehen zu machen bei den Kameraden Trends, die Officiere, welche nicht zu murren wagten mit Worten, zeigten gleichwohl ein mißvergnühtes Gesicht und eine umwölkte Stirn.

Oberst Jaschinsky, sagte der König am neunten Morgen, begeben Sie sich zu dem Arrestanten Trend und ertheilen Sie ihm den guten Rath, mich um Verzeihung bitten zu lassen. Sage Sie ihm, wenn er das thäte, glaube Sie wohl, daß ich ihm verzeihen und ihn aus dem Arrest entlassen würde. Aber Sie soll ihm das nicht officiell sagen, sondern freundschaftlich, als ob es ein Rath sei, den Sie ihm aus Freundschaft ertheilen. Dann merke Sie sich genau, was Trend Ihnen antwortet, und rapportiren Sie mir das, der strengsten Wahrheit gemäß.

Nach einer Stunde kehrte der Oberst mit einem vergnügten Lächeln zurück.

Nun, wird er bitten? fragte der König.

Nein, Majestät. Er sagt, er sei für ein kleines Vergehen schon zu hart gestraft, er würde sich nicht so weit erniedrigen, um das Aufhören einer Ungerechtigkeit zu bitten.

So wird er noch länger im Arrest bleiben, sagte der König, indem er Jaschinsky verabschiedete. Dann, als er allein war, ging der König noch lange auf und

ab, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, wie er es zu thun pflegte, wenn er in tiefen Gedanken war.

Ein Kopf von Eisen, ein Herz voll Feuer, murmelte er einmal. Beide so jung, so stolz, so liebesüß, und Alles muß ich zerbrechen, alle diese Blüthen muß ich entblättern! Traurige Bestimmung! Warum müssen wir aufhören, Mensch zu sein, weil wir König sind?

Wiederum vergingen acht Tage, acht Tage der Feste, der Concerte, der Bälle, bei denen Prinzessin Amalie niemals fehlen durfte, bei denen sie im vollen Glanz der Toilette, mit rosigem Wangen, das Haupt mit Blumen geschmückt, erschien. Nur waren diese Rosen ihrer Wangen künstlich von der Schminke erzeugt und ihr trauriges Lächeln paßte wenig zu den Blumen in ihrem Haar.

Der König, welcher unter dem Schatten dieser üppigen und glänzenden Festlichkeiten unbemerkt seine Vorbereitungen zum Kriege beendet hatte, durfte also jetzt diese heitere sorglose Maske von seinem Antlitz nehmen, er durfte das gestickte Ballkleid ablegen und den Soldatenrock anziehen. Die Tanzmusik verstummte, die Feste waren beendet. Das Silbergeräth der königlichen Kuchenkammer hatte sich in glänzende Thaler verwandelt. Alles war fertig. Der König verließ Berlin und begab sich mit seinem Generalstab nach Potsdam.

Am Tage seiner Ankunft in Potsdam beauftragte er seinen Adjutanten, den General von Bock, den Lieutenant von Trend aus seinem Arrest zu entlassen und ihn mit einem Brief an die Königin Mutter nach Berlin zu senden, wo er bis zum andern Tage in Urlaub bleiben dürfe.

Ich werde jetzt sehen, ob sie mich verstanden ha-

ben, sagte der König zu sich selber. Ich habe ihnen eine harte Lehre gegeben, wenn sie sie nicht begriffen haben, sind sie incurable und zwingen mich zur Strenge!

Nein, sie hatten diese Lehre nicht begriffen, nein, sie waren nicht besonnen, nicht weise, nicht scharfsinnig genug, dieses drohende Schwert zu sehen, das über ihren Häuptern hing, nein, ihre Arme, mit welchen sie einander umschlungen hielten, hoben sich nicht empor, um diesen letzten schwachen Rettungsanker zu ergreifen, welchen ihnen nicht der König, sondern der Bruder bewilligt hatte. Sie waren verloren, sie mußten zu Grunde gehen!

Am andern Morgen, während der Parade, näherte sich Friedrich von Trend dem König. Er war eben von Berlin zurückgekehrt, seine Wangen glühten noch von dem scharfen Ritt, und in seinen Augen lag noch ein Schimmer jenes Freudestrahls, den die Geliebte mit ihren Blicken darin versenkt hatte.

Majestät, ich melde mich, sagte Friedrich von Trend mit seiner frischen jugendlichen Stimme.

Der König sagte nichts, er sah den schönen, von Gesundheit, Kraft und Lebenslust strahlenden Jüngling mit einem Blick voll tiefen Bedauerns, voll unendlicher Trauer an.

Friedrich von Trend sah das nicht.

Befehlen Euere Majestät, daß ich zur Eskadron nach Berlin reite? fragte er mit der ganzen Unbesonnenheit seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, seiner rothigen Liebe.

Jetzt schoß ein zorniger Blitz in den Augen des Königs auf.

Wo kommt Er her? fragte er strenge.

Von Berlin, Majestät.

Wo war Er, ehe Er nach Berlin ritt?

Im Arrest, Sire!

So gehe Er wieder hin, wo Er gewesen ist. Das heißt, in Arrest. *)

Und im Arrest blieb Friedrich von Trend bis alle Vorbereitungen beendet waren, bis die Armee sich zum Ausmarsche bereitete und der König seine Officiere um sich versammelte, um ihnen zu sagen, daß die Zeit der Ruhe vorüber und sie wieder nach Schlesien ziehen wollten zum blutigen Kampf, und, will's Gott, zum freudigen Sieg!

Am Tage des Ausmarsches, wie gesagt, ward Friedrich von Trend aus seinem Arrest entlassen. Der König empfing ihn mit einem gnädigen Lächeln und befahl ihm, in seinem unmittelbaren Gefolge zu bleiben.

Die Kameraden beneideten Trend um diese große königliche Gunst, um des Königs freundliches Lächeln, um die huldvollen Worte, welche er an diesem Tage mehr als einmal an Trend richtete.

Niemand begriff, warum Trend bei all' diesen Zeichen königlicher Gnade so traurig und schweigsam bleiben konnte. Niemand begriff, wie er, sonst einer der tapfersten und muthigsten Officiere, heute beim Ausmarsch mit gesenktem Kopf und heimlichen Seufzern, nicht stolz und hoch ausgerichtet, sondern in sich gesunken, träumend und sinnend auf seinem Pferde saß. Niemand begriff das, als der König, dessen zartfühlende Seele jede Regung verstand, für jeden Schmerz ein Bedauern hatte.

Sie Alle, welche heute da auszogen, hatten Ab-

*) Diese ganze Unterredung ist historisch. Siehe: Friedrich von Trend's Lebensgeschichte. Bd. I. S. 43.

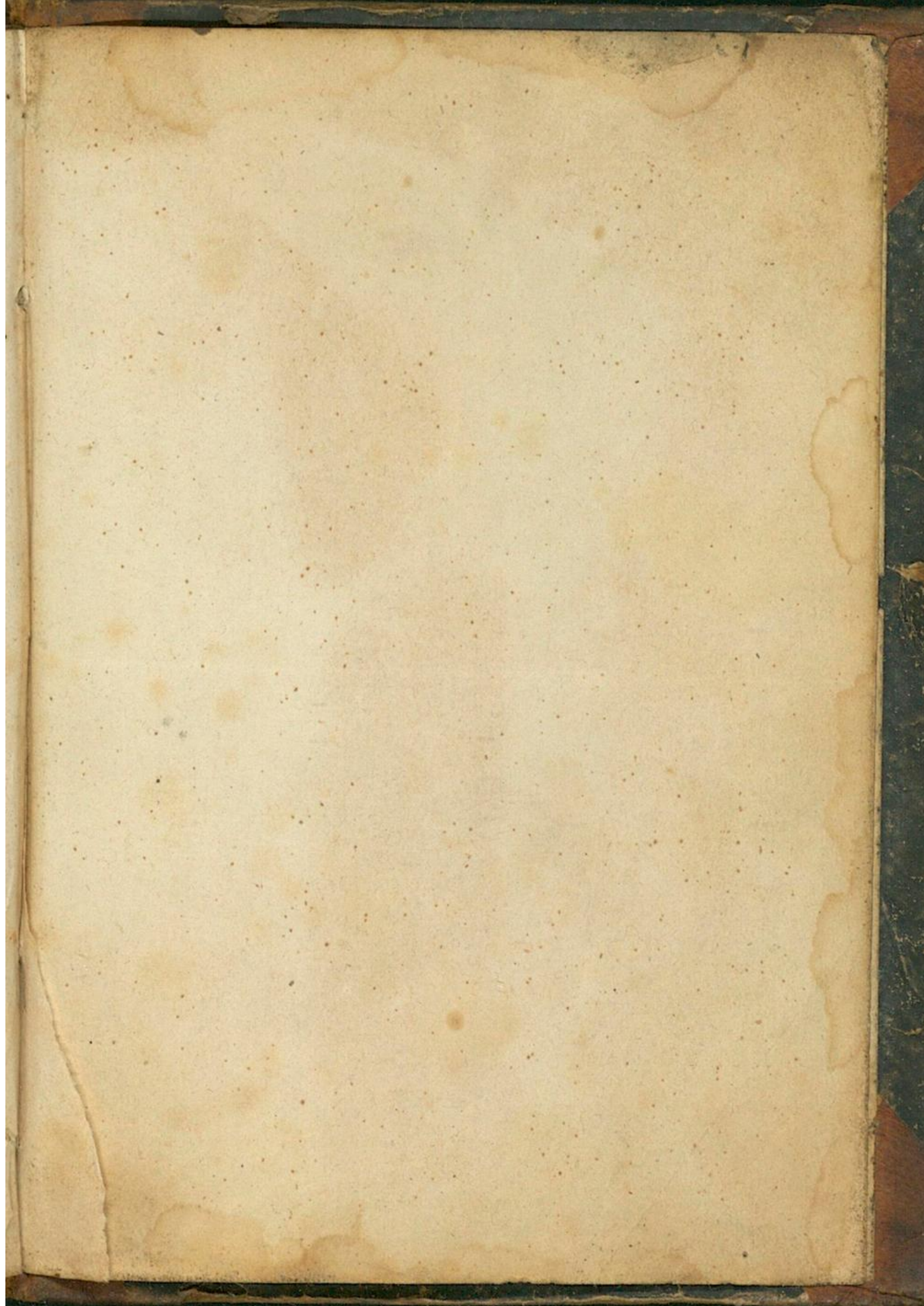
schied genommen von Denen, welche sie liebten, — Trend allein nicht. Sie Alle nahmen einen Segen, einen Liebesgruß, einen letzten Kuß, einen letzten Händedruck, eine letzte Thräne mit in die Schlacht, — vielleicht in den Tod.

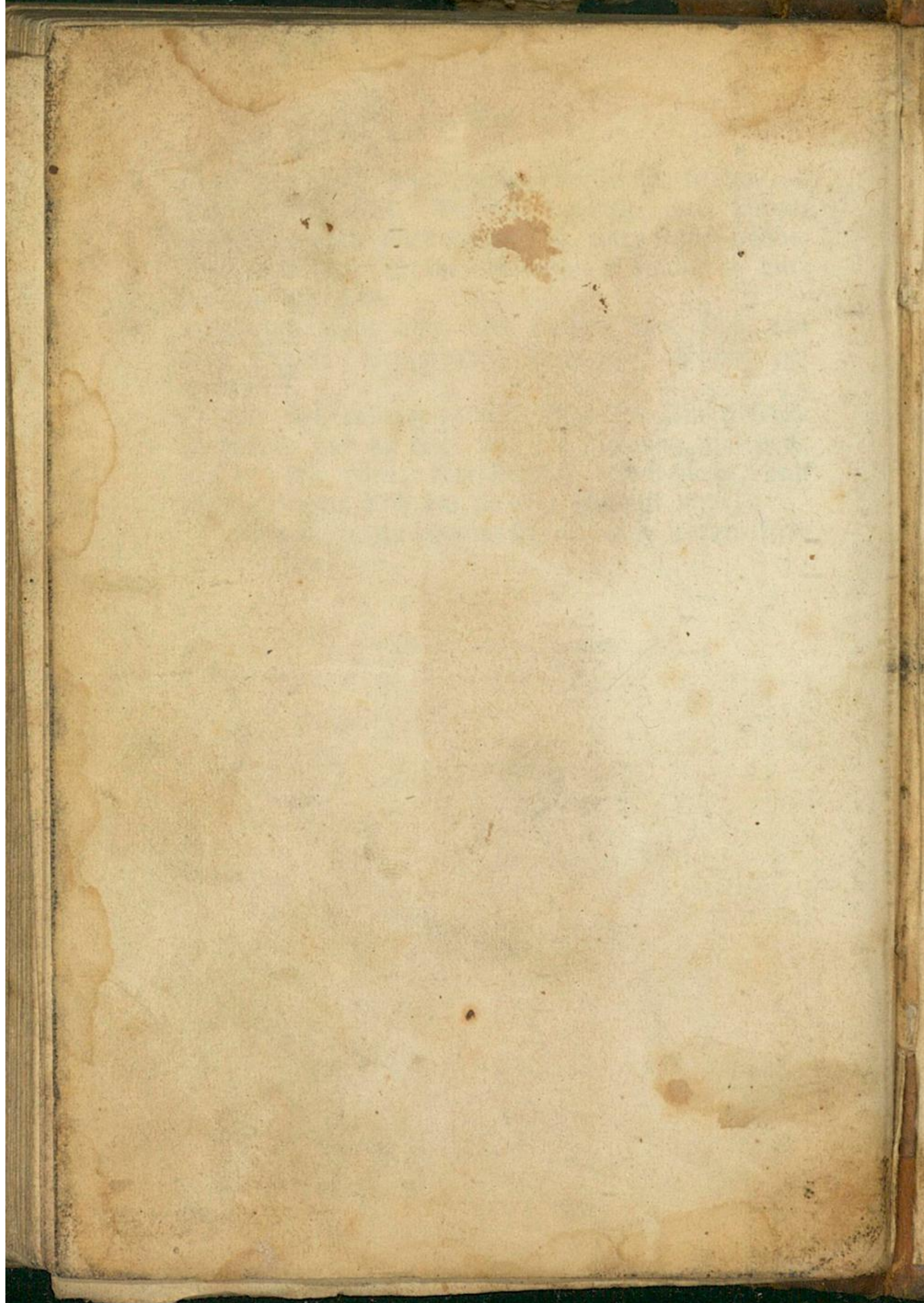
Trend allein ging von dannen ohne Kuß und ohne Segen! Trend allein hatte nicht Abschied genommen!

Und doch hatte schon das Glück von ihm Abschied genommen und die Liebe und die Hoffnung, und doch, wie er dahin reitet, dem Kampf, der Schlacht, dem Sieg entgegen, doch hat er keine Zukunft mehr!

Thränen folgen ihm nach, Thränen werden seine Zukunft sein!

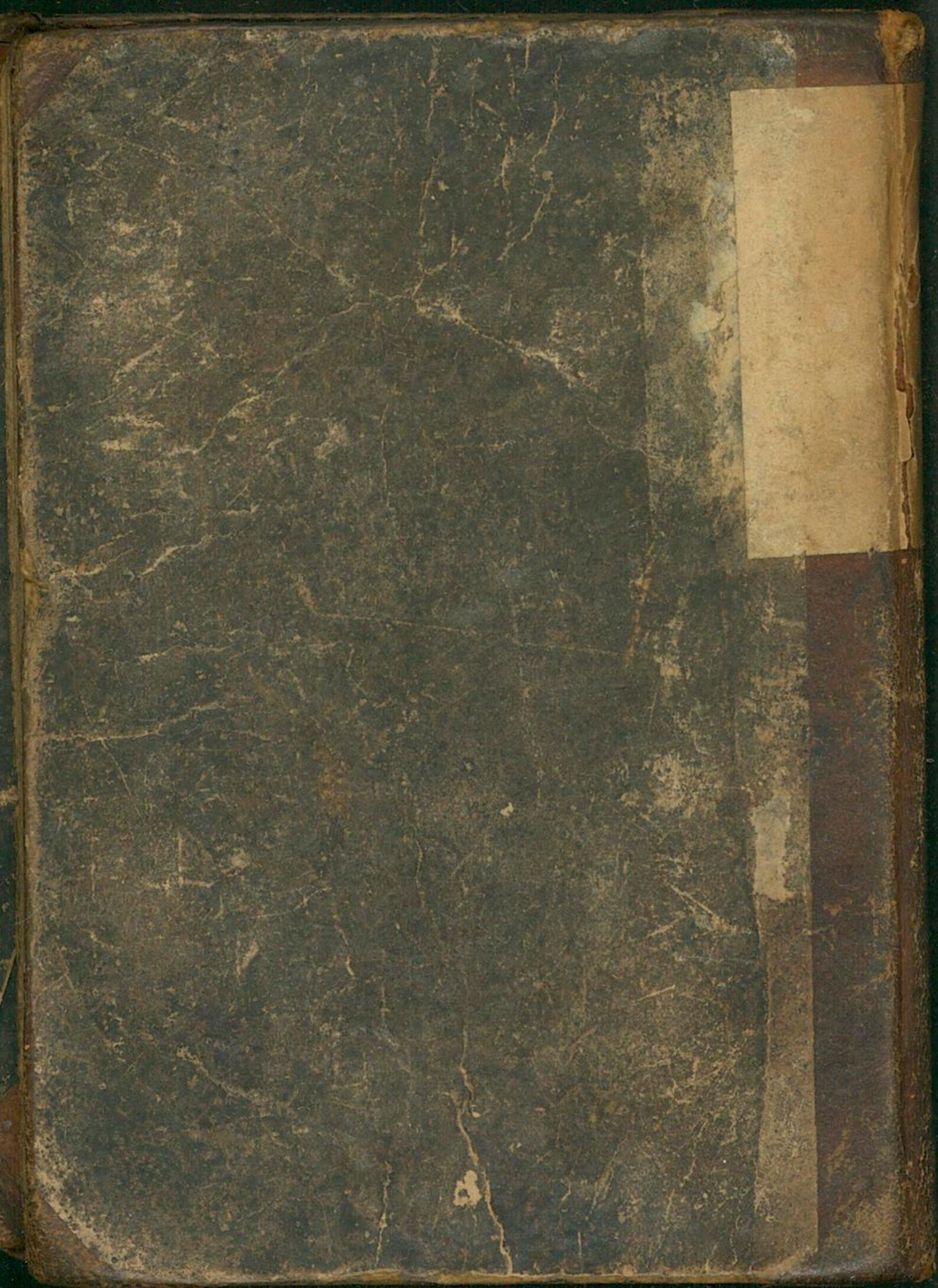
Ende des zweiten Bandes.





Mary





Ott

